

ÖSTERR.-UNGAR.



REVUE



MONATSSCHRIFT FÜR DIE GESAMTEN KULTURINTERESSEN DER ÖSTERR.-UNG. MONARCHIE



31. BAND. 4. HEFT.



1904 1904

INHALT:

1. Erzherzog Johann als Berg- und Hüttenmann. Von Dr. Franz Jlwof . . . . Seite 177
2. Über den Rassencharakter der Germanen. Von Dr. Friedrich Hertz . . . . „ 196
3. Sonnenthal als „König Lear“ im Vergleiche zu Rossi und Zacconi. Von Ludwig Sendach . . . . „ 229
4. Dichtkunst . . . . „ 241
5. Rundschau . . . . „ 248

WIEN
Verlagsbuchhandlung L. Rosner (C. W. Stern)
I. Franzensring 16.

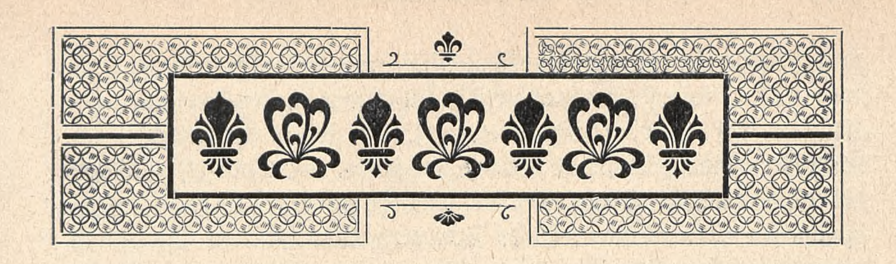
Dichtkunst.

Gedichte:

1. Der Österreicher Gruß an König Oskar. Von J. C. Poestion. — 2. Liebesnacht. Von Camillo V. Susan. — 3. Das erste Gedicht. Von Adolf Brabec. — 4. Abschied. Von Adolf Brabec. — Beim Kühhalt'n. Von Nandl Werchota.

Rundschau.

1. Zu beiden Seiten der Leitha. — 2. Weltpolitik. — 3. Agathon: Kunstausstellungen. — 4. A. O.: Theater. — 5. Besprechungen und Notizen. — 6. Oesterreichische und ungarische Bibliographie.



Erzherzog Johann als Berg- und Hüttenmann.

Von **Dr. Franz Ilwof,** k. k. Regierungsrat in Graz.

Leben und Wirken Erzherzogs Johann, namentlich seine so herrlich fürsorgliche und waltende Tätigkeit für die Steiermark, wurde bisher in zahlreichen Monographien, in größeren und kleineren Abhandlungen sorgsam durchforscht und dargestellt, so daß für eine eingehende und ausführliche Biographie des erhabenen Fürsten, welche noch aussteht, ziemlich reicher Stoff vorliegt. Diese Forschungen und Darstellungen erstrecken sich auf seine Tätigkeit auf dem Kriegsschauplatze, besonders im Jahre 1809[1]), auf seine Leistungen als Alpinist und Tourist und die dadurch eigentlich erst von ihm angeregte und bewirkte gründliche Erforschung der österreichischen Alpen[2]), auf die Gründung des Joanneums in Graz[3]),

---

[1]) Hormayr, Das Heer von Innerösterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809 in Tirol, Italien und Ungarn. Von einem Stabsoffizier .... aus offiziellen Quellen. Leipzig 1817. — Schneidawind, Erzherzog Johann. Mit besonderer Berücksichtigung der Feldzüge dieses Prinzen in den Jahren 1800, 1805, 1809 und 1815. Schaffhausen 1849. — v. Zwiedineck-Südenhorst, Erzherzog Johann von Österreich im Feldzuge von 1809. Graz 1892.

[2]) Ilwof, Erzherzog Johann und seine Beziehungen zu den Alpenländern (Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. 1882, S. 1—47). — Aus Erzherzog Johanns Tagebuch. Eine Reise durch Obersteiermark im Jahre 1810. Herausgegeben von Franz Ilwof. Graz 1882.

[3]) Göth, Das Joanneum in Graz, geschichtlich dargestellt zur Erinnerung an seine Gründung vor 50 Jahren. Graz 1861. — v. Zwiedineck-Südenhorst, Festrede zur Feier des hundertsten Geburtstages Weil. Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Johann von Österreich. Graz 1882.

auf die der steiermärkischen Landwirtschafts-Gesellschaft[4]), auf die der k. k. privilegierten wechselseitigen Brandschaden-Versicherungs-Anstalt für Innerösterreich in Graz[5]), auf seinen Briefwechsel mit dem berühmten Geschichtsschreiber Johannes von Müller[6]), mit dem obersten Kanzler Franz Grafen von Saurau[7]), mit dem ausgezeichneten Orientalisten Josef Freiherrn von Hammer-Purgstall[8]), mit dem steiermärkisch-ständischen Verordneten, Dichter und Schriftsteller Johann Ritter von Kalchberg[9]), mit dem verdienstvollen Topographen der Steiermark Karl Schmutz[10]), mit den Landeshauptleuten von Steiermark, den Grafen Ferdinand und Ignaz von Attems[11]), auf die von ihm ausgegangene Förderung der Landwirtschaft und Viehzucht[12]), auf seine Leistungen auf dem Gebiete der Botanik[13]), auf die tiefgreifenden und nachhaltigen Anregungen, welche er dem Studium der vaterländischen Geschichte widmete[14]), auf seinen Einfluß auf die Erbauung von Eisenbahnen[15]), auf seine Teilnahme an den politischen Ereignissen von 1810 bis 1816, namentlich auf die Gestaltung der Dinge in dem vielumstrittenen Tirol[16]), wozu noch die bisher erschienenen Lebensschilderungen des erlauchten Fürsten kommen[17]).

---

[4]) In Leitners Biographie des Erzherzogs in Hlubeks „Ein treues Bild der Steiermark". Graz 1860. S. XXV.

[5]) Geschichte der wechselseitigen Brandschaden-Versicherungs-Anstalt in Graz von 1829 bis 1878. Festschrift. Von Franz Ilwof. Graz 1879. (Nicht im Buchhandel.)

[6]) Achtundvierzig Briefe Sr. kais. Hoheit des Herrn Erzherzogs Johann an Johann von Müller. Schaffhausen 1848.

[7]) Briefe Erzherzog Johanns an den Grafen Franz von Saurau, 1816—1826. In „Steiermärkische Geschichtsblätter" Graz 1885, VI. 37—56.

[8]) Erzherzog Johanns Briefe an Josef Freiherrn von Hammer-Purgstall. Herausgegeben von Franz Ilwof. (In den Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark. XXXVI. 4—76.)

[9]) In Schloßars „Erzherzog Johann von Österreich und sein Einfluß auf das Kulturleben der Steiermark". Wien 1878.

[10]) Briefe Erzherzog Johanns an Karl Schmutz. Herausgegeben von Franz Ilwof (Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark, XLI. 27—116). Vgl. dazu: Karl Schmutz. Sein Leben und Wirken. Von Franz Ilwof. (Ebenda XXXIX. 166—150.)

[11]) Briefe Erzherzog Johanns an die Grafen Ferdinand und Ignaz Attems. Herausgegeben von Franz Ilwof (Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark, XLV. S. 42—80). Vgl. dazu: „Die Grafen von Attems, Freiherren von Heiligenkreuz in ihrem Wirken in und für Steiermark. Von Franz Ilwof. Graz 1897."

[12]) Ilwof, Erzherzog Johann und der steiermärkische Landwirt Paul Adler. In „Österreichisch-ungarische Revue", 1891, 9. Band, Aprilheft S. 25—34.

[13]) Ilwof, Erzherzog Johann und Dr. Lorenz Chrysanth Edler von Vest. (Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark. XLII. 71—117).

Über Erzherzog Johann als deutschen Reichsverweser (1848—1849) liegt noch keine Spezialdarstellung vor.

So vieles hier auch aufgezählt werden konnte, so sind doch noch manche Seiten des Wirkens des Erzherzogs kaum berührt und verdienen ebenso wie das bereits aufgeschlossene der Durchforschung und Darstellung, um zu einem umfassenden und erschöpfenden Bilde des nach vielen Richtungen hin ebenso ausgezeichnet als tiefgreifend wirkenden Lebens des Erzherzogs zu gelangen und eine bisher noch weniger berührte Seite desselben soll auf den folgenden Blättern zum Teil aus unmittelbaren Quellen darzustellen versucht werden. Es ist das des Erzherzogs Wirken als Industrieller auf dem Gebiete der Gewinnung und Verarbeitung des Eisens, die Tätigkeit, welche er in dieser Beziehung als Privatmann und Eigentümer von Eisenwerken entwickelte und die Vorteile, welche er auch darin dem Lande seines Herzens, der Steiermark, zuwendete.

Im April 1822 kaufte Erzherzog Johann ein Radwerk (einen Hochofen, Radwerk Nr. 2) in Vordernberg in Obersteiermark und vermehrte 1837 diesen ansehnlichen Besitz durch Erwerbung eines zweiten Radwerkes (Nr. 5). Damit war er auch in das Recht auf einen entsprechenden Anteil an der Erzausbeute des Erzberges gelangt, welche in seinen Hochöfen zur Verarbeitung zu kommen

---

[14]) Kümmel, Erzherzog Johann und das Joanneums-Archiv (Mitteil. d. histor. Vereins für Steiermark, XXIX. 106—140). — Ilwof, Erzherzog Johanns Bedeutung für die Pflege der steiermärkischen Geschichte. (Ebenda, XXX. S. 3—24.)

[15]) Ilwof, Erzherzog Johann und die Anfänge des Eisenbahnwesens in Österreich. Allg. Österr. Literaturzeitung, Wien 1885, Nr. 10 und 11.)

[16]) Krones, Aus dem Tagebuche Erzherzog Johanns von Österreich 1810—1815. Innsbruck 1891. — Krones, Aus Österreichs stillen und bewegten Tagen 1810—1812 und 1813—1815. Innsbruck 1892. — Krones, Tirol 1812—1816 und Erzherzog Johann von Österreich. Innsbruck 1890. — Vgl. dazu Krones, Zur Geschichte Österreichs im Zeitalter der französischen Kriege und der Restauration. Gotha 1886.

[17]) Lyser, Erzherzog Johann, der Freund des Volkes. Wien 1848. — Frey, Kurzer Lebensabriß des Reichsverwesers Erzherzog Johann von Österreich. Nürnberg 1848. — Althans, Das Buch vom Erzherzog Johann. Leipzig 1848. — Schimmer, Das Leben und Wirken des Erzherzogs Johann von Österreich nach Originalquellen und Urkunden. Mainz 1849. — Schneidawind, Erzherzog Johann. Schaffhausen 1849. — Leitner, Erzherzog Johann Baptist von Österreich. In „Ein treues Bild der Steiermark Von Hlubek. Graz 1860". — Göth, Erzherzog Johann von Österreich. In den „Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark" XIV. Heft. Gedenkbuch S. III—XVI. — Schloßar, Erzherzog Johann und seine Bedeutung für die Steiermark. Graz 1878. — Schloßar, Erzherzog Johann und sein Einfluß auf das Kulturleben der Steiermark. Wien 1878. — Schloßar, Johann Erzherzog von Österreich. (Allg. Deutsche Biographie. XIV. 281—305.). — Wurzbach, Biographisches Lexikon, VI. 280—287.

hatte. So war er in die Reihe der Radmeister (Hochofenbesitzer) von Vordernberg getreten.[16]) Von da an nahm er für eine Reihe von Jahren seinen bleibenden Wohnsitz in Vordernberg und wendete sich mit der ganzen Kraft seines Geistes und seines Willens der Förderung der Eisenindustrie zu. Dabei war es ihm aber nicht zu tun in der bisherigen, altgewohnten Art und Weise fortzuarbeiten und mit dem Erträgnisse der Objekte einfach zufrieden zu sein, er trat auch auf diesem Gebiete ungesäumt als Reformator auf. Schon im Jahre seines Eintrittes in die Genossenschaft (Kommunität) der Radmeister von Vordernberg veranlaßte er diese, die Religionsfonds-Herrschaft Seckau bei Knittelfeld und vier Jahre später die Staatsherrschaft Göß bei Leoben anzukaufen, wodurch sich der Waldbestand der Kommunität um 21.112 Joch vermehrte und der Bedarf an Holzkohlen für die Hochöfen zu Vordernberg auf lange Dauer hin gesichert wurde. Sodann ließ er alle Gruben, Zechen und Verhaue des Erzberges befahren, begab sich selbst in einige derselben, um gründliche Untersuchungen an Ort und Stelle vorzunehmen. Und in der Tat zeigten sich ihm dabei mancherlei Gebrechen im Bergbau. Er erwirkte daher von der Radmeister-Kommunität die Vornahme einer bergmännisch-geognostischen Untersuchung des Erzberges, um den Gefahren vorzubeugen, welche die durch den ungeregelten Bau der Vorfahren entstandenen Bergbrüche drohten, und um klarzustellen, wie die Ausbeutung für die Zukunft dauernd zu sichern sei. Diese Untersuchung fand 1824 statt, offenbarte in der Tat mancherlei Übelstände, denen nun Abhilfe zuteil wurde, wodurch von da an ein regelmäßiger Erzabbau auf und in dem Erzberge eingeführt werden konnte. Sodann schlossen die Radgewerken, wieder auf Rat und unter Mithilfe und Teilnahme des Erzherzogs, einen Verein, in dem sie erklärten, den nach Vordernberg gehörigen Erzberganteil als Gemeingut betrachten zu wollen, trafen Einleitungen, ihn gemeinschaftlich abzubauen, bestimmten für jedes Radwerk jährlich ein gleich großes Maximum der Roheisenerzeugung, legten Schleppbahnen, Förderungsmaschinen u. dgl. m. an und vereinfachten hierdurch die Gewinnung der Erze und ihren Transport zu den Hochöfen.

So wurde der Eintritt des Erzherzogs in die Reihe der Radgewerken eine Quelle reichen Segens für Vordernberg.

---

[16]) Leitner, a. a. O., S. XXVII.

Aber nicht bloß auf dieses rein praktische Gebiet des Eisenwesens erstreckte sich die Fürsorge des Erzherzogs, er war auch auf das eifrigste bemüht, Anstalten zu schaffen, an denen tüchtige Berg- und Hüttenmänner herangebildet werden konnten, damit in Hinkunft dieser überhaupt und für die Steiermark insbesondere hochwichtige Zweig der wirtschaftlichen Produktion der Leitung gut unterrichteter Fachmänner anvertraut werden könne.

Schon als der Erzherzog 1811 an die Gründung des Joanneums in Graz schritt, schwebte ihm die Idee vor, an demselben eine Lehrkanzel für Eisenhüttenkunde zu errichten.[17] Die Stände der Steiermark schloßen sich dieser Ansicht auf das entschiedenste an; als 1828 die Kuratoren des Joanneums dem Kaiser einen ausführlichen Bericht über die Leistungen und den Zustand dieses Institutes vorlegten, erwähnten sie, daß neben dem Unterrichte in jenen Fächern, welche lehren, was über der Erde zu gewinnen ist, ein zweiter ebenso wichtiger Faktor, nämlich die Anleitung zur Emporbringung der unterirdischen Schätze des Landes fehle, daß somit eine Lehrkanzel der Bergbau- und Hüttenkunde, durch welche die für Werksbesitzer und Werksbeamte notwendigen theoretischen und praktischen Kenntnisse Gegenstand des Unterrichtes würden, zu den hervorragenden Bedürfnissen für die vaterländische Lehranstalt gehöre und erbaten von Kaiser die Genehmigung zur Errichtung einer solchen Lehrkanzel. Im Verlaufe der weiteren Verhandlungen bezeichneten die Stände Vordernberg als den Ort, in dem die zu errichtende Lehrkanzel für Berg- und Hüttenwesen die größte Aussicht auf einen entsprechenden Erfolg hätte. Am 9. März 1833 erfolgte die kaiserliche Entschließung, wornach die Errichtnng einer Lehrkanzel für Hüttenkunde genehmigt und alle Anstalten getroffen werden sollten, um eine montanistische Lehranstalt in Vordernberg zu eröffnen. Hatte der Erzherzog alle diese Vorarbeiten der Stände zu dem gedachten Zwecke auf das eifrigste durch Rat und Tat unterstützt, so trat er jetzt in die erste Reihe der Förderer dieses Projektes. Er teilte den Ständen ungesäumt die obenerwähnte kaiserliche Entschließung mit und gab ihnen den Rat, die Zeit, bis der Bau eines Hauses für die Lehranstalt in Vordernberg beendet, alle Unterrichtsbehelfe herbeigeschafft und überhaupt alles geordnet sein würde, zu benützen, den zum Professor zu bestim-

[17]) Göth, a. a. O., S. 182 — 195.

menden Fachmann jene Länder bereisen zu lassen, in welchen bisher die größten Fortschritte im Berg- und Hüttenwesen überhaupt, namentlich im Eisenwesen gemacht worden seien. Gleichzeitig empfahl er nach seinen Erhebungen den Verweser der fürstlich Schwarzenberg'schen Eisenwerke zu Katsch nächst Murau, Peter Tunner, den später berühmt gewordenen, am 7. Juni 1897 im Alter von 89 Jahren verstorbenen Berg- und Hüttenmann, als denjenigen, der sowohl wegen seiner wissenschaftlichen Vorstudien, als wegen seiner sonstigen umfaßenden Fachkenntnisse, als besonders geeignet für die Stelle eines Professors an der zu gründenden Lehranstalt sei. Die Stände stimmten allen diesen trefflichen Vorschlägen des Erzherzogs zu und ernannten Tunner zum Professor; dieser trat eine fast dreijährige Studienreise an, welche ihn durch Österreich, Mähren, Schlesien, Böhmen, Sachsen, Preußen, Schweden, Dänemark, England, Schottland, Belgien, Frankreich, Rheinland, Württemberg, Bayern führte und von der er April 1838 zurückkehrte, um bald darauf Ungarn und Oberitalien in montanistischer Beziehung zu besuchen. Inzwischen war nicht ohne Schwierigkeiten der Bau eines Hauses für die Lehranstalt in Vordernberg zustande gekommen und die feierliche Eröffnung fand am 4. November 1838 in Gegenwart des Erzherzogs statt. Diese Lehranstalt blühte und gedieh in ungemein erfreulicher Weise; 1848 wurde sie vom Staate übernommen, 1849 nach Leoben verlegt, wo sie nunmehr als weithin bekannte und berühmte k. k. Bergakademie besteht.

So hat also Erzherzog Johann auch an der Entstehung dieses hochbedeutenden Institutes Anteil genommen und zur Gründung und Förderung desselben wesentlich beigetragen.

Ein Denkmal von Erz auf der Spitze des Erzberges oberhalb Eisenerz beweist jetzt noch den frommen Sinn des kaiserlichen Prinzen und dessen edle Betätigung. Als Erzherzog Johann zum erstenmal den Erzberg emporstieg, ergriff ihn der Gedanke, auf der Spitze desselben, der frommen Anregung armer, oft gefährdeter Bergknappen Folge gebend, ein großes Kruzifix zu errichten; 1823 wurde der Plan realisiert; im Gußwerk bei Maria-Zell wurde das Kreuzbild gegossen, am 27. Mai aufgerichtet und am 3. Juni in Gegenwart des Erzherzogs, der Beamten von Eisenerz, Vordernberg und Leoben, aller Knappen und Arbeiter festlich eingeweiht. Am Fuße des Kreuzes befindet sich ein hölzernes Kästchen, in welchem das von Ludwig Schnorr von Karolsfeld in Öl gemalte

Votivbild — Christus am Kreuze, rechts die Heilige Maria, links der Heilige Johannes, zu den Füßen des Kreuzes der Erzherzog in Bergmannstracht knieend — und die Widmungsurkunde sich verzeichnet befinden. Diese, vom Erzherzog selbst verfaßt, lautet:

„Im Jahre als man zählte 1823 am 27. May unter der Regierung Seiner Majestät des Kaisers Franz I., meines kaiserlichen Herrn und Bruders, habe ich Johann, Erzherzog von Oesterreich und Radmeister in Vordernberg, dieses Kreuz auf dem höchsten Gipfel des Erzberges errichtet, in dem festen Glauben, nichts könne in der Welt ohne den Schutz des Allmächtigen gedeihen und in dem festen Vertrauen, Er werde in seiner Barmherzigkeit unsern Erzberg segnen, welcher unsere Steiermark belebt, zum Troste für Alle, welche den Erzberg besuchen und daselbst arbeiten, damit der Anblick des Erlösers sie an seine unendliche Güte erinnere und an die Allmacht und Güte Gottes und sie in allem und jedem ihres Lebens aufmuntere treu und kindlich ihr Herz zu Ihm zu halten, damit sie weiters beten für unsern Herrn und Kaiser, für unser liebes Vaterland und den fortdauernden Bergsegen, damit endlich unsere Nachkommen wissen, daß das wahre Licht und die Quelle jedes Glückes nur in der gänzlichen Hingebung in Gott zu finden sey."

Über das Kreuz auf dem Erzberge und seine Einweihung bestehen zwei Bilder, welche jetzt schon sehr selten geworden sind; das eine stellt die Einweihung des Kreuzes am 3. Juni 1823 vor, das andere zeigt in schönem Kupferstich von Blasius Höfel das Votivbild Schnorrs in der Mitte und rechts und links steht Text, in welchem die Errichtung des Denkmales erzählt wird, die Widmungs-Urkunde abgedruckt ist und die Namen der damaligen Besitzer der vierzehn Radwerke (Hochöfen) in Vordernberg verzeichnet sind.

Die zweite Stätte der Tätigkeit des Erzherzogs für die Eisenindustrie war Krems bei Voitsberg, westlich von Graz. Im Jänner 1848 kaufte er „in seinem Streben nach fortschreitender Entwicklung der vaterländischen Industrie" den Zerren-Streckhammer zu Obergraden und das Blechwalzwerk zu Krems. Wie er dieses Industrie-Etablissement verwaltete, leitete und zum Blühen und Gedeihen brachte, kann an der Hand einer Reihe von Originalbriefen des Erzherzogs (welche mir von meinem verehrten Freunde Herrn Prof. v. Zwiedineck zu diesem Behelfe zur Verfügung gestellt wurden) nachgewiesen werden. Es sind ihrer 48, alle vollinhaltlich

von der Hand des Erzherzogs geschrieben, an Konstantin Biedermann, welchen er am 10. März 1857 zum Oberverweser in Krems ernannte, gerichtet und reichen vom 29. Juli 1857 bis zum 15. April 1859.

Wir geben diese Briefe im folgenden nicht in ihrem ganzen Wortlaute, sondern exzerpieren nur jene Stellen, welche zur Charakterisierung des Erzherzogs überhaupt und als Eisenindustrieller insbesondere relevant erscheinen und fügen hie und da erklärende Zwischenbemerkungen ein.

Der neue Oberverweser erfüllte schon in den ersten Tagen seiner Tätigkeit des Erzherzogs Erwartungen durch Umsicht und zutreffende Vorschläge. Am 24. Juli 1857 schreibt ihm der kaiserliche Prinz aus Gastein: „Ihren Bericht von 18. Juli habe ich richtig erhalten. Es freuet mich daraus zu ersehen, daß die Bestellungen auch in Streckeisen zunehmen. Sind wir einmal mit den Öfen, vorzüglich mit den Walzen 2c. in Ordnung, dann dürften die Bestellungen zunehmen; in unserer Zeit will man nicht allein gute Ware, und dies ist jene in Krems, da der Urstoff stets in gleicher Art und Güte zu Gebote steht — sondern auch für das Auge schöne Ware und diese mögen die Maschinen bewirken". — Für die Sicherheit des Werkes gegen Brand sorgt der Erzherzog durch folgende Weisungen: „Wenn die Dächer angestrichen und in dem Anstriche Sand gestreuet wird, so betrachte ich dieselben feuersicher. Längst der Kainach sind zwei Reihen Pappelbäume und Gebüsche zu setzen, welche einen Schirm bilden müssen. Gegen böswilliges Anzünden gibt es nur ein Mittel, nämlich beständige Überwachung bei Tag und Nacht und eine entsprechende Führung von Wasser zum Löschen." Auch die Verbilligung des Transportes des Roheisens (der Floßen) von Vordernberg nach Krems faßt der Erzherzogs ins Auge, und obwohl die Graz-Köflacher Bahn, welche bei Krems vorbeiführt, erst im Bau begriffen war (sie wurde am 3. April 1860 eröffnet), so fordert er doch schon voraussehend den Verweser auf, durch Verhandlungen mit der Direktion dieser Bahn Frachtermäßigungen für sein Werk zu erziehen. Er schreibt: „Können Sie mit Juhaß und Mollitz (Eisenhändler in Graz) den Floßen-Passier-Preis ermässigen, so wird es gut sein — ich wünsche, daß diese Sache der letzte gutzumachende Mißgriff früherer Zeit sei; allerdings wäre es gut, wenn die Bahndirektion sich bewegen ließe, eine Frachtermäßigung zuzugestehen, ich zweifle

sehr an das Gelingen. Man wird keine Ausnahme für ein einzelnes Werk machen wollen, mit so vielen anderen, welche es dann aussprechen würden, wird man es nicht zugestehen wollen." Der Erzherzog spricht seine Freude über den günstigen Gang des Geschäftes in Krems aus (Gastein, 1. August 1857): „Aus ihrem Berichte ersehe ich, daß in Krems alles gut stehet und Bestellungen kommen. Leider ist der Mangel an Wasser eine Folge der anhaltenden trockenen Witterung jenes, was uns drücket, zum Glücke vorübergehend; wir haben nun Gelegenheit, darüber Beobachtungen anzustellen, welche für uns umso schätzbarer werden, als wir dadurch gezwungen werden, zu überlegen, wie in Hinkunft diesem Übel zu begegnen möglich ist. Nach meiner Zurückkunft im Herbst wollen wir diesen Gegenstand in ernste Erwägung vornehmen, um einen zweckmäßigen Beschluß fassen zu können." Als es sich um die Anstellung eines Bergverwalters handelte, wurden diesem außer Besoldung und Naturalbezügen vom Erzherzog (Graz, 19. Oktober 1857) Remunerationen in Aussicht gestellt, „wenn nach dem Jahresschlusse mir erwiesene Vorteile erwachsen sind — nicht auf Kosten der Arbeiter, sondern aus zweckmäßiger Gebahrung und Einrichtungen."

Über die Geschäftsführung des Oberverwesers spricht der Erzherzog (Graz, 6. November 1857) seine Zufriedenheit aus: „Der Septemberabschluß zeiget ohngeachtet der Wassernot noch immer einen günstigen Geschäftsstand; es mögen wohl dazu die bisher tot gelegenen Rohmaterialien und Halbfabrikate beigetragen haben und (weil) mit dem Roheisenbezug eine Beschränkung geschah, was angemessen und verständig ist. Es wurden mehrere Bauten und Verbesserungen zugleich bestritten und die alte Roheisenschuld nach Vordernberg bis auf 30.000 fl. herabgebracht — dies gibt, wenn so fortgefahren wird, die beste Hoffnung für die Zukunft — und verdient Anerkennung für den Eifer und Einsicht, mit welchem nunmehr das Werk geführt wird."

Der Erzherzog war auch bedacht, sein Werk zu erweitern und zu vergrößern durch Ankauf von Waldungen und durch Beistellung neuer Maschinen, welche er von der Maschinenfabrik Köröst auf der Andritz bei Graz anfertigen ließ und wo er selbst die Arbeiten hiefür in eigenen Augenschein nahm. Darüber schreibt er, Graz am 11. November 1857: „Nächstens werden bei Köröst die Walzen und der Riesenhammer abgeliefert werden. Das Schwungrad für

das Streckwerk wird nun zusammengefügt, die zwei neuen Ständer, der Cylinder zur Dampfmaschine, die Träger für die Schere sind im Modell nur zum Guße vorgerichtet, die Dampfkessel sind angefangen, da das Blech dazu geliefert wurde. Ich sah dieses alles am heutigen Tage, sowie den Fundamentplan für die Aufstellung der Maschinen im neuen Streckwerke. Die Direktion (der Körösischen Fabrik) läßt sich sehr angelegen sein, um Krems zu befriedigen."

Der Bau der Graz-Köflacher Bahn schritt allmählich, wenn auch langsam vorwärts; schon während desselben ist der Erzherzog bemüht, sein Werk durch eine Flügelbahn mit der Station Krems in Verbindung zu bringen. Er beauftragt einen Oberverweser, sich zur Erreichung dieses Zieles an den Verwaltungsrat der Bahn zu wenden mit ausführlicher und genauer Darlegung der Frachtenmenge, welche Krems der Bahn liefern werde. „Zahlen lassen sich nicht leugnen, verstehen die Herren ihr Interesse, so werden dieselben an die Ausführung der Flügelbahnen schreiten; auf jeden Fall gebietet die Klugheit, sich auch auf anderen Wegen zu sichern." (Graz, 20. November 1857.)

Gerne und freudig anerkennt der Erzherzog die tüchtigen Leistungen seiner Beamten; von 1. Jänner 1858 an erhöhte er die Besoldungen des Buchhalters und des Kassiers in Krems, „da dieselben entsprechen"; aus demselben Briefe (Graz, 7. Dezember 1857) ergibt sich, wie der Erzherzog bis in das Detail der Verwaltung eindrang und Anordnungen darüber traf; er schreibt: „Daß der Verkauf des Lärchenholzes nicht zustande kam, ist leicht zu verschmerzen, wir werden dasselbe noch sehr gut in der Folge anbringen; die sich immer mehr ausdehnenden Eisenbahnen und anderen Bauten werden den Wert desselben steigern." „Am Dillacher Hofe (bei Krems) liegen viele Drainageröhren, wir bedürfen daselbst keiner mehr; bleiben sie länger daselbst, so werden dieselben vertragen und verdorben. Es ist das beste, da Stainz (des Erzherzogs Herrschaft, südlich von Krems) dieselben bedarf, sie dahin zu senden; dieses ist in Ausführung zu bringen und Neuhold in Stainz (des Erzherzogs Verwalter dortselbst) zu benachrichtigen."

Die Verhandlungen mit der Direktion der Graz-Köflacher Bahn stießen auf mancherlei Schwierigkeiten; Graz, 5. Jänner 1858 schreibt der Erzherzog an Biedermann: „Was sie mit der Eisenbahn-Gesellschaft veranlaßt haben, ist recht; es werden den

Herren doch einmal die Augen aufgehen, lassen wir dieselben kommen und überzeugen wir sie, daß sie uns nicht unentbehrlich sind." „Es ist recht zweckmäßig, wenn wir uns rücksichtlich der Frachten und Preise so stellen, daß wir die Eisenbahn entbehren können." (Graz, 13. Jänner 1858.)

Um so zufriedener ist der Erzherzog mit den Leistungen der Fabrik Köröst. „Heute war ich auf der Andriz bei Köröst, es ist sehr viel gemacht, der Dampfmaschinen-Cylinder ist ausgebohrt, Ständer für die Streckwerk-Fundamentplatte, ein großer Teil dessen, was für die Dampfmaschine und die Scheren erforderlich ist, Armaturstücke u. s. w., die zwei Dampfkessel zum Teil sind entweder vollendet oder in der Vollendung nach Krems. Beil (Direktor der Fabrik Köröst) sendet, wie etwas fertig ist. Wenn man alles erforderliche einzeln betrachtet, so siehet man erst die große Anzahl der Bestandteile; Beil versprach, fleißig daran zu sein."

Welche eingehende Kenntnisse der Erzherzog auf dem Gebiete der Eisenindustrie hatte, beweist der Brief vom 31. Jänner 1858: „Wenn die Arbeiten bei dem Bergbau soweit werden gediehen sein, daß die Lösung der stehenden Wasser vor sich gehen kann, so ist dieß mir anzuzeigen. — Sobald als das bereits in Arbeit sich bei Köröst Befindende geliefert ist, bewillige ich die Bestellung eines neuen Dampfkessels; es ist auch daran zu denken, wie bei dem bestehenden Dampfsammler anzubringen sind und ob die Leitungsröhren nicht einen zu geringen Durchmesser haben. Allerdings sind die Müllerischen Blasepulte vorteilhaft, und es wird, wenn jenes, was wir bereits in Ausführung haben, in vollkommenem Gange sich befinden wird, an der Zeit sein, diesen Gegenstand in Anregung zu bringen. Mit diesem im Einklang steht die Vermehrung des Windes — die bestehenden Oscillatoren haben den Fehler, daß sie zu wenig Wind schöpfen; diesem kann durch Erweiterung der Öffnungen abgeholfen werden, ohne an dem Gebläse etwas zu ändern; dieses kann geschehen, indem man einen Cylinder um den anderen vornimmt und die Umstaltung ausführt."

Auch für den kaufmännischen Teil bewährt sich der richtige Blick des Erzherzogs: „Das Eibiswalder Werk ist mit seinen Preisen gefallen; nachdem sie aber komptante Bezahlung oder Bankpapiere als Bedingnis stellen, so hat dies auf mein Werk, wo die Ware nun sehr gelobt wird, und vier Monate respiro gibt, keinen

Einfluß. Hampe (ein Bediensteter des Erzherzogs) soll nach Triest und Italien reisen, um da Geschäfte anzuknüpfen."

Über die Fortschritte der Arbeiten in der Körösischen Fabrik für das Werk in Krems berichtet der Erzherzog (Graz, 1. März 1858) seinem Oberverweser wie folgt: „Ich war vorgestern bei ihm (Körösi). Morgen wird der zweite fertige Kessel probiert, dann abgesendet; von der Dampfmaschine steht bereits das ganze Gestell fertig; der Cylinder ist fertig und wird dieser Tage auf den Rahmen angepaßt, die Lager sind fertig, die einzelnen kleineren Bestandteile sind in der Appretur, so daß hoffentlich bald das Ganze wird können zusammengestellt werden, die Leitungsröhren sind gegossen, zwei Ständer und die Fundamentplatte für das Streckwerk gegossen; die vertikale Schere stehet insoweit, als das Gestell betrifft, nun müßen die kleineren Bestandteile angepaßt werden; zwei Punzengestelle zu den Dampfkesseln sind fertig — es wird auf einmal viel kommen, das ganze bildet ein gewaltiges Gewicht."

Die Gründung des steiermärkischen Industrie- und Gewerbevereines (1837) ging auch von Erzherzog Johann aus und späterhin förderte er ihn stets durch Rat und Tat. Graz, 20. März 1858 schreibt er an seinen Oberverweser: „Gestern abends erhielt ich die Steinkohlen-Muster, sie sind für den Gewerbeverein bestimmt, dessen allgemeine Hauptsitzung morgen Sonntags abgehalten wird. Die Stücke sind schön, sehr gut formatisiert."

Die Verhandlungen mit der Graz-Köflacher Bahndirektion wegen Errichtung eines Schienenstranges zu dem Werke und wegen des Transportes für dasselbe schritten lange nicht zum Ziele. „Sichern wir uns die Fuhren durch die Bauern 2c. und verlieren wir kein Wort mehr gegen die Gesellschaft, sie werden schon selbst kommen," schreibt der Erzherzog.

In dem Briefe: Graz, 29. März 1858 heißt es: „Es ist gut, daß wir wieder Wasser haben und ich wünsche, daß dasselbe bleibe, bis alles eingerichtet und aufgestellt sein wird, ich werde im Laufe der Woche zu Körösi (Maschinenfabrik bei Graz) gehen, um zu sehen, was bereits vollendet ist. Die große Dampfmaschine erleidet einen Aufenthalt, weil in Reichenau, wo die geschmiedete Welle — so sagte mir Beil — (Direktor der Körösi'schen Fabrik) erzeuget wird, auch Wassermangel war, der nun dort, obgleich es weniger Schnee als bei uns gibt, gehoben sein dürfte. Bei dem Umstande, daß Krems gute und schöne, gleichförmige Ware erzeugt,

vier Monate respiro gibt und die Wechsel nicht in andere Hände kommen, wird der Absatz sich nicht vermindern. Nach dem, was sie vorläufig anzeigen, hat doch Obergraden (des Erzherzogs Zerren-Streckkammer) einen Schritt vorwärts getan; soviel ist gewonnen, daß kein Verlust da sich ergibt und in der Folge jenes beschlossen und eingeleitet werden kann, was dort zu geschehen hat. Das durch den Wassermangel versäumte, werden wir, wenn alles im Betriebe sein wird, nachholen."

Besonders ausführlich über die Ausgestaltung seines Werkes, über die Verhältnisse auf dem Eisenmarkte unb über die Arbeiten an der Graz-Köflacher Bahn spricht sich der Erzherzog in dem Briefe Graz, 6. April 1858 aus: „Ich war vor Ostern bei Köröfi und ließ mir alles, was nach Krems kommen soll, zeigen; die Scheren werden die ersten vollendet sein, diesen die Vertikal-Scheren folgen, endlich die Dampfmaschine, es sind so viele Bestandteile zusammen zu setzen nnd anzupassen, vorzüglich aber die erst angekommene Welle zu zentrieren und abzudrehen, daß ich glaube, die Vollendung und Aufstellung in der Art, daß alles in Gang kommt, vor anfangs Mai nicht wahrscheinlich — hoffentlich wird uns bis dahin das Wasser nicht sitzen lassen. Wenn dann alles im Gange sein wird, läßt sich erst ersehen, was mir zu leisten vermögen. Ich fürchte auf keinen Fall irgend eine von der Staatsverwaltung veranlaßte Maßregel; die Verhältnisse von Krems, rücksichtlich des Rohproduktes, des Brennstoffes, der Verbindungen sind von der Art, daß man ruhig in die Zukunft sehen kann. Bei der nunmehr wieder eingetretenen Witterung dürften die Arbeiten bei der Dillacher Grube und unseren Bohrungen fortschreiten — sind wir imstande, durch den Verkauf von Kohlen an Private diese Arbeiten rücksichtlich der erforderlichen Kosten zu decken, so wäre dies gut. Aus der Antwort, die ich aus Wien erhielt, ist bis jetzt noch keine Rede von einem Stationsplatz bei Krems; da aber der größere Teil der Anschüttung ausgeführt ist, so dürfte das noch fehlende durch Hinwegräumung des eingestürzten Materiales ergänzt werden. Dieser Einsturz wird noch zu mancher Arbeit veranlassen; durch den gemachten Einschnitt sind manche Lagen des Gesteines durchgeschnitten worden, da weichere Zwischenlagen sich befinden und der Fallungswinkel ziemlich steil ist, so dürfte noch vieles nachgehen; bei der Mauerung des Tunnels hätte man die Gestalt einer Röhre nehmen, folglich auch das Gewölbe in der Sohle

schließen sollen; dies scheint aber nicht geschehen zu sein, da dasselbe gothisch zusammengedrückt wurde. Was das abgebrannte Dorf Gaisfeld betrifft, so berichten sie mir, wie viele abgebrannt sind, ob arme, wohlhabende, assekurierte ꝛc."

Der Fortschritt im Bau der Maschinen bei Köröſi liegt dem Erzherzog sehr auf dem Herzen. „Es ist viel geschehen," schreibt er Graz, am 30. April 1858, „die eine Schere wurde verflossenen Samstag abgesendet, im Laufe dieser Woche folgen die zwei Pumpen zu den Dampfkesseln und die zweite Schere, die Dampfmaschine wird zusammengesetzt, die schmiedeeiserne Welle ist abgedreht und wird geschmirgelt, der Dampfcylinder liegt auf seinem Gestelle, Kolben, Kolbenstange, die Deckel sind fertig, die Steuerung (Schuber) wird angepaßt, die anderen Bestandteile ebenfalls; die ganze Maschine wird in 12 bis 14 Tagen in Krems eintreffen, eine Woche später die vertikale Schere, darüber habe ich die Versicherung und mir scheint es auch möglich und wahrscheinlich. Da in Krems soviel bereits gemacht ist, so dürfte die Aufstellung keinen Aufenthalt haben." Und am 29. Mai 1858: „Drei Wägen werden heute bei Köröſi aufgeladen und bringen endlich die Dampfmaschine. Die Schere wird bald folgen. Die Aufstellung gibt genug zu tun und ich bedauere nur, nicht gegenwärtig sein zu können."

Auf seinen Reisen war der Erzherzog stets bemüht, seine Kenntnisse im Berg- und Hüttenwesen zu erweitern und zu vertiefen, Erfahrungen zu sammeln, um sie bei den eigenen Besitzungen zu verwerten. Als er im Sommer 1858 die Kur im Bade Ems gebrauchte, stattete er von dort Berg- und Eisenwerken Besuche ab, um neues kennen zu lernen. Er schreibt von dort, 20. Juni: „Ich habe bereits manches gesehen. Die Erzablagerungen im Herzogtum Nassau, die Braunkohlenlager, die Aufbereitung der Erze, Eisen- sowohl als Bleierze, das Nistner Werk (Eisenwerk im Dorf Nister, Amt Hachenburg in Nassau), die Kohlengrube Nassau, die Bürgerhütte bei Herborn, die Adolfshütte bei Niederscheld (im Amt Dillenburg in Nassau), den Stahlberg bei Müsen (Siegen) samt den Hochöfen, Blei-, Silberbereitung, die Trocknung und Verkoakſung der Braunkohlen, endlich manches, was das Waldwesen betrifft. Hier habe ich noch die neuen Vorrichtungen an dem Bergbau zu Holzappel (Holzappel im Amt Diez in Nassau) und den Hochofen bei Lahnstein zu besichtigen. Am 25. fahre ich nach

Düsseldorf, von wo aus ich Ruhrort, Bochum, Essen besuchen werde. — Am 22. Juni 1858 berichtet der Erzherzog: „Das Interessanteste waren mir die Kohlenwerke im Nassauischen, auch auf Braunkohle, Ligaite und was darauf Bezug hat, die Versuche, dieselben in Koaks umzuwandeln, die Trocknungsanstalten, die Anwendung zum Hüttenbetrieb. Die Aufbereitung der Blei- und Zinkerze zu Holzappel, endlich ein veränderter Dampfhammer aus der Fabrik Wartkopf, Dirnslers (?) Patent, zu Berlin; wenn sie in jener Stadt Bekannte haben, so wäre es möglich eine Zeichnung zu erhalten. Am unteren Rhein dürfte ich mehr sehen; ich werde das, was noch in hiesiger Gegend sich befindet, besuchen."

Die Verhandlungen mit der Graz-Köflacher Bahn scheinen einen günstigeren Verlauf zu nehmen, denn der Erzherzog schreibt aus Bad Ems, 27. Juli 1858: „Gestern bin ich aus Belgien zurückgekehrt und fand ihren Bericht, welchen ich zur Wissenschaft und vollen Beruhigung über den Fortgang der Arbeiten nehme. Da die Arbeiten an der Köflacher Bahn fortschreiten und die Herren nun sehr willig sind, so ist es an der Zeit, den Revers auszustellen . . . Wie die Sachen stehen, so haben wir uns gegenüber der Bahnunternehmung vollkommen indifferent zu halten und durch Vermeidung aller Spannungen sich freundlich mit derselben zu stellen."

Dem Erzherzog wird berichtet, daß das Werk in Krems an Unzulänglichkeit der Dampfkraft leidet. Er ordnet darüber (Wien, 20. August 1858) folgendes an: „Wir müssen aus der bisherigen Erfahrung genau wissen, wie viel Dampfkraft uns zu Gebote stehet — ebenso wissen wir wie viel Dampfkraft wir bedürfen, um unaufgehalten alles, was zum Betrieb des Werkes erforderlich ist, zu betreiben; daraus ergibt sich, was uns fehlet — nun wie ist dieser Fehler gut zu machen. Gefaßt auf jenes, was zu geschehen hat, ist in der Sache stufenweise vorzugehen, mit Vermeidung jedes Palliativmittels. Vor allem wäre also bei dem neuen noch aufzustellenden Puddelofen ein neuer entsprechender Kessel nötig, dieser ist zu bestellen; stehet dafür dann ein zweiter für den Praepain-Schweißofen, und in dem Falle, als ein zweiter Praepain-Schweißofen nötig würde, ein dritter. Kurz gesagt — wir müssen so viel Dampf haben als wir bedürfen, selbst mit einem Überschuß — zu viel ist niemals gefehlt."

Des Erzherzogs Fürsorge für seine Arbeiter, beweisen, als

eine Typhus-Epidemie in Krems ausbrach, folgende Anordnungen (Brandhof, 6. Oktober 1858): „Was den Gesundheitszustand meiner Leute betrifft, so ist gar nichts zu vernachlässigen, was beitragen kann, denselben wieder normal zu machen. Ich habe bereits 1 Eimer Wein gesendet, welcher die Bestimmung hat, nach jedesmaliger Anweisung des Arztes mit Bestimmung der Quantität den Bedürftigen als Arznei gegeben zu werden; es wird, sobald der Eimer zu Ende gehet, ein zweiter folgen ...... Lassen sie in der Umgegend von Krems nach Quellen, welche ein gutes Wasser geben, forschen, ist eine gefunden, so berichten sie mir dieses. Die Chlorräucherungen sind angemessen." Auch humoristisch wird der Erzherzog bei Gelegenheit; am 16. November 1858, Graz, schreibt er: „Die ärztlichen Anweisungen rücksichtlich des Weines habe ich erhalten; da läßt sich nur bemerken, wie der Arzt Kranken eine halbe Maß so guten Wein anweisen konnte, hat ein Gesunder an einer solchen Portion genug, um benebelt zu werden; es müssen die Betreffenden eigene Naturen haben, um nach einem Typhus so etwas zu vertragen; ich beuge mich vor dieser Arzneiwissenschaft."

Der umfangreiche Brief Graz, 6. Dezember 1868 handelt von der Bestellung eines neuen Werksarztes und von Abänderungen des bisherigen Statutes für die Bruderlade. Deutlich tritt in diesen Anordnungen des Erzherzogs wohlwollende Fürsorge und edle Gesinnung für seine Arbeiter hervor. Verheiratete Arbeiter sind im Falle ihrer Erkrankung in ihrer eigenen Wohnung zu belassen, für ledige sind eigene Krankenzimmer einzurichten; im Falle einer Epidemie sind die Kinder der Erkrankten in getrennten Lokalitäten unterzubringen und von diesen abzuschließen, „Reinlichkeit, erneuerte Luft, Räucherungen 2c. müssen da das beste wirken." — In dem Statuten-Entwurfe war die Bestimmung enthalten, daß der vierte Teil des Betrages, der den Erben eines verstorbenen Arbeiters aus der Bruderlade zuzufallen hatte, dem Eigentümer des Werkes zuzukommen habe; darüber schreibt der Erzherzog: was diesen vierten Teil betrifft, „so widerstrebt es mir, ihn anzusprechen; was damit zu geschehen und auch auszusprechen wäre, ist, daß ich diesen Betrag für die alten bedürftigen, zur Arbeit unfähigen, damals lebenden Werksarbeiter als einen Sustentations-Beitrag bestimme." — In demselben Schreiben weist der Erzherzog auf die Krisis hin, welche damals der Eisenindustrie durch die von der Regierung beabsichtigte Herabsetzung der Schutzzölle drohte; er schreibt, „daß wenn große

Werke gezwungen sind, sich auf die Produktion dessen zu werfen, was kleinere bisher erzeugten, daraus eine Konkurrenz entstehen muß, welche, ohne ersteren viel zu nützen, den anderen Schaden bringen muß; ob dann nicht viele der kleinsten aufhören, die kleineren nicht gezwungen sein dürften, Leute zu entlassen, steht bei einer längeren Dauer solcher Krisis zu erwarten." — Weiters bevollmächtigt der Erzherzog seinen Oberverweser, einer Versammlung von Eisenindustriellen, welche am 21. Dezember 1858 in Leoben stattfinden sollte, beizuwohnen und weist ihn an, hiebei folgende Gesichtspunkte sich zur Richtschnur zu nehmen: „Daß die Eisenindustriellen seit 20, ich möchte sagen seit den letzten 10 Jahren gehemmt durch die entfernte Lage der Erz- und Kohlenniederlagen, die mangelnden oder schwierigen Verbindungswege, den Mangel an Kapitalien, sehr viel geleistet haben, daß man ihnen nicht den Vorwurf machen kann, als hätten sie müßig gestanden, und daß noch fortwährend sich Verbesserungen gestalten, Versuche gemacht werden, die Geldmittel erfordern, um Aufgaben der größten Wichtigkeit zu lösen. Dieses Streben, dieses Lebendigwerden muß dahin führen, ohnegeachtet so mancher lokalen Schwierigkeiten, einmal jene Höhe zu erreichen, welche dann keine auswärtige Konkurrenz zu fürchten haben wird. Bis dahin aber, soll dieses erreicht werden, bedürfen die Eisenindustriellen des Schutzes von Seite des Staates. Über diesen letzten Punkt, welcher so klar da liegt, ist sich in keine weitere Erörterung einzulassen, jene, welche auch sich zu äußern berufen sind, namentlich die Kärntner, werden ausführlich auftreten. Krems darf niemals die Sprache der Klage — wohl aber muß es mit Würde — Wahrheit in seiner Sprache führen." — Die Berghauptmannschaft stellte eine Reihe von Anfragen über die Verhältnisse des Kremser Werkes; der Erzherzog teilte dem Oberverweser mit, daß diese in folgendem Sinne zu beantworten seien: „Was den Bezug des Rohstoffes betrifft, so wäre ganz kurz anzugeben, daß Krems, was das Roheisen betrifft, dasselbe von den Hochöfen von Vordernberg, den Brennstoff von den eigenen Kohlengruben bezieht. Die Art des Betriebes, die Produktionskosten: erstere läßt sich mit wenig Worten angeben, das zweite läßt sich aber auch kurz darstellen, daß obgleich manche Vorteile vorliegen, sie (die Kosten) nicht so unbedeutend sind, wie manche oberflächliche Schreier glauben, und daß ein Werk, welches ganz neu errichtet, wo manches

versucht werden muß, nebst dem Ankaufs-, auch ein Anlagskapital erforderte, welches sich nur dann (wenn auch mäßige Perzente angenommen werden) verzinsen kann, wenn ihm die Mittel, seine Ware zu verwerten, nicht erschwert werden. Die Produktion kann, auf die Rohstoffe gefußt, groß sein, wenn das Absatzgebiet von der Art ist, die Ware absetzen zu können und wenn man, durch einen allgemeinen hinreichenden Absatz für alle, keine Konkurrenz zu fürchten hat. Der Preis der Ware bestimmt sich durch die zu bestreitenden Auslagen und durch die Größe der Erzeugnis, dies wird man aber einsehen, daß es billig ist, daß jener, welcher Zeit, Mühe und sein Vermögen zu einer Unternehmung verwendet, doch auch, wenn noch so geringen Lohn beanspruchen darf."

In dem folgenden Schreiben (Graz, 8. Jänner 1859) geht der Erzherzog wieder in das Detail des Produktionsprozesses ein: „Was die Versuche mit der Schlacke betrifft, so wäre das von ihnen versuchte Verfahren allerdings gut und auf jeden Fall lassen sie die Schlacke separat stürzen; in Vordernberg kann dieselbe nur dann in den Ofen kommen, sobald derselbe zum Ausblasen kömmt; während des Schmelzganges würde es eine Störung machen, da wir nicht die Gewißheit haben, wie sich der Prozeß in einem solchen Ofen machen dürfte. Ich glaube wir sind auf dem guten Wege, die Aufgabe zu lösen, allein es bedarf noch manches, bis dieselbe ganz ins Reine gebracht sein wird und wir dann bestimmen können, in welcher Gattung von Öfen das Erzeugen der Gußware geschehen soll." Weiters fordert er den Oberverweser auf, Proben von Kremser Ware nach Wien, Triest und in andere Plätze zu senden, „hier kommt es dann darauf an, stets gleiche Ware zu liefern; Krems muß Auswege nach allen Seiten suchen."

Die folgenden Schreiben des Erzherzogs vom 21. und 30. Jänner, vom 10. und 11. Februar, vom 2., 12., 30. und 31. März und vom 12. April 1859 enthalten nichts besonders Bemerkenswertes, sie handeln nur von den laufenden Geschäften, berühren kurz die Krisis, von der damals die Eisenindustrie heimgesucht war und von den Mitteln, in dieser bedrängten Zeit die erforderlichen Gelder für die Fortführung des Werkes aufzubringen. Auf die schon herrschenden und noch weiter bevorstehenden politischen Verwicklungen — in Italien und auf Napoleons III. Einmischung in diese Verhältnisse — und auf die daraus erwachsenden Schwierigkeiten für Industrie und Handel wird ganz kurz hingedeutet.

Der letzte, nur wenige Zeilen enthaltende Brief des Erzherzogs an seinen Oberverweser ist von Graz, am 15. April 1859 datiert.

Am 11. Mai schied der erlauchte Fürst nach kurzer Krankheit aus dem Leben.

Bis zu seinem Tode also war Erzherzog Johann Eisenindustrieller, Berg- und Hüttenmann und bis in die letzten Tage seines Lebens war sein reger Geist für das Gedeihen und Blühen seiner Werke tätig. Sein Sohn und Erbe, der leider so früh — am 27. März 1891 — verstorbene Graf Franz von Meran, übernahm sie nach des Vaters Tod, verkaufte sie jedoch bald und gegenwärtig sind die beiden Hochöfen Nr. 2 und Nr. 5 in Vordernberg und das fast ganz stillstehende Blechwalzwerk zu Krems im Besitze der österreichischen alpinen Montan-Industrie-Gesellschaft.





Über den Rassencharakter der Germanen.

Von Dr. Friedrich Hertz, Wien.

Jeder Rassentheoretiker betrachtet als sicherste Grundlage aller Erkenntnis den Satz, daß die Rasse, der er anzugehören glaubt, an Vortrefflichkeit alle anderen überstrahle. Da die Rassentheorien aus guten geschichtlichen Gründen auf deutschem Boden besondere Pflege fanden, ist auch die Selbstbeweihräucherung hier für ehrliche Menschen unerträglicher geworden als in irgend einem Land. Wer sich so recht durchdrungen hat mit dem geistigen Streben der deutschen Kultur, dem fällt kaum ein Wort schwerer auszusprechen, als das „National", das tatsächlich bei uns anderen Klang und andere Bedeutung gewonnen hat als bei den Nachbarn. Besonders charakteristisch für den deutschen Nationalismus ist die Verbindung mit dem Rassenglauben. Die Tatsache, daß ein als Rassenjude sich fühlender und diese Eigenschaft mit Stolz hervorhebender Mann den englischen Nationalismus mit begründete (Beaconsfield), muß bei unseren Jingoes sehr merkwürdige Empfindungen auslösen. Es scheint uns daher eine kritische Prüfung der Tatsachen angebracht, die die vorausgesetzte Eigenheit und Vorzüglichkeit des deutschen Charakters begründen sollen. Die Rassengläubigen behaupten ja, daß jene seit den ältesten Zeiten sich unverändert fortgepflanzt haben. Ein Blick in die germanische Vorzeit soll uns nach dieser Lehre unser eigenes moralisches Spiegelbild zeigen. Tun wir ihn.

Der neueste Vertreter der Rassentheorie, H. St. Chamberlain, verdient hiebei besondere Beachtung. Man kennt den außerordentlichen Einfluß seiner Schriften und seines persönlichen Verkehrs auf den

deutschen Kaiser, der den empfangenen Eindruck durch eine lebhafte Propaganda für das Werk seines Meisters lohnt. Offizierskasinos und verdiente Persönlichkeiten erhalten es aus kaiserlicher Hand geschenkt, der Kaiser selbst liest es seinen Söhnen vor, und ein reicher Privatmann eifert dem Vorbild durch Stiftung eines großen Fonds nach, aus dem Bibliotheken und Vereine mit Gratisexemplaren versehen werden.

Freiheit und Treue sind nach Chamberlain die Grundlagen des germanischen Charakters. „Die Treue gegen den aus freier Entschließung, eigenmächtig erwählten Herrn ist der bedeutendste Zug im Charakter der Germanen; an ihm können wir sehen, ob reines germanisches Blut in den Adern fließt oder nicht.“[1]) „Eins ist sicher: will man die geschichtliche Größe des Germanen erklären, indem man sie in ein einziges Wort zusammenfaßt — so muß man seine Treue nennen. Das ist der Mittelpunkt, von wo aus der gesamte Charakter, oder besser die gesamte Persönlichkeit sich überblicken läßt.“ (S. 507.) Und so weiter. Das Kennzeichen dieser unvergleichlichen Germanentreue ist aber die freie Selbstbestimmung des Ideals, des Herrn, des Wesens, dem man Treue hält. Der besondere Nachdruck, der auf diese Eigenschaft gelegt wird, rechtfertigt wohl, sie auch zum Mittelpunkt unserer Betrachtung zu machen.

Die Beweise für Chamberlains Behauptung sind nicht eben zahlreich. Er führt die bekannte Geschichte von der Friesengesandtschaft in Rom an, die die Treue ihres Volkes betonte, was aber doch wohl zum diplomatischen Geschäft gehörte und durch das von Tacitus gleich darauf berichtete Benehmen der Friesen gegen Rom nicht gerade bestätigt wurde. Außerdem werden nur noch die germanischen Söldner und Leibgardisten der Römer beigebracht, deren aufopfernde Treue Chamberlain hoch preist. Daß sie hauptsächlich gegen Stammesgenossen gerichtet war, ist freilich etwas bedenklich. Doch ist der germanische Söldner wirklich so ganz ohne seinesgleichen in der Weltgeschichte? Haben nicht seit jeher arme und zurückgebliebene Länder, deren Gebirge, Wälder oder Steppen den Menschenzuwachs nicht ernähren konnten, die kräftigen Arme ihrer Söhne dorthin gesendet, wo man sie bezahlte? War nicht in den vorchristlichen Jahrhunderten der jüdische Lanzknecht

[1]) H. St. Chamberlain, Grundlagen des XIX. Jahrhunderts 1900. 2. Aufl., 1. Band, S. 505.

aus diesem Grund in allen Heeren zu finden, bis der Händler ihn ablöste? Es wird sogar öfters hervorgehoben, daß den jüdischen Söldnern wegen ihrer Treue besonders gern wichtige Stellungen und Burgen zur Hut gegeben wurden.[2]) Und in neuerer Zeit waren es die Schweizer, die auf allen Schlachtfeldern für bares Geld ihren letzten Blutstropfen verkauften und deren Treue heute noch der Löwe von Luzern kündet.[3])

Die Argumente Chamberlains sind also nicht sehr überzeugend. Er beginnt daher in seiner gewöhnlichen Art ein Feuerwerk von Begriffen, Bildern, Analogien, hauptsächlich aber Worten, wovon aber schon gar nichts mit der Germanentreue irgend etwas zu tun hat.

An den Anfängen ihrer Geschichte treten uns die Germanen als ein Naturvolk entgegen, dessen einfache Verhältnisse ihm wohl wenig Gelegenheiten zu Trug und Verrat boten. Die antiken Schriftsteller wissen nicht viel von außergewöhnlicher Treue bei den Germanen zu berichten, was sie mitteilen entspricht völlig den Verhältnissen aller Barbaren, deren Redlichkeit im friedlichen Verkehr und gegen Stammesgenossen Alte und Neue unzähligemal bemerkt haben. Man wird kaum ein von der Kultur noch nicht verdorbenes Naturvolk finden, in dessen Charakterschilderung nicht diese Züge vorkämen.[4]) Die Belege könnten Bände füllen. Doch ist diese Treue dem Inhalt und nach Umfang nach begrenzt. Sie hat keineswegs die ethische Färbung unseres Begriffes, sondern entsprang aus der Abwesenheit zahlloser Gelegenheiten zur Untreue,

---

[2]) Vgl. Belege bei Holtzmann, Das Ende des jüdischen Staatswesens und die Entstehung des Christentums (in Stades, Geschichte des Volkes Israel, 1888, 2. Band), S. 276, 284, 291, 367, 371 ff. 402, 444 usw. An mehreren Orten wird ihre Treue besonders gerühmt.

[3]) Dabei dürften die Schweizer überwiegend nicht nur keine „Germanen", sondern auch keine „Arier" sein. Nirgends ist der räthische Typus ausgeprägter als in der deutschen Schweiz. (Ranke, Der Mensch. 2. Aufl. 1894, 2. Band, S. 292.) Die alten Räther waren aber nach den bestimmten Zeugnissen der Alten und den in den Alpen gefundenen Inschriften und Artefakten Etrusker — also Nichtarier.

[4]) Schon der alte ehrliche Joh. Christ. Adelung (Älteste Geschichte der Deutschen, 1806, S. 295) bemerkte: „Daher findet man oft unter den entferntesten Völkern bei gleichen Graden der Kultur und unter gleichen Umständen auch die auffallendsten Ähnlichkeiten. Man lese z. B. genaue Beschreibungen von den wilden Stämmen in Kanada, so wird man in ihrer unstäten Lebensart, in ihrer unüberwindlichen Scheu vor aller Arbeit, in ihrer Leidenschaft für Krieg und Jagd, in ihrer Neigung zur Trunkenheit, in ihrer Spielsucht, in ihrer Grausamkeit gegen ihre Feinde und in hundert anderen Umständen Cäsars und Tacitus' Sueven wieder zu finden glauben." — Überhaupt ist Adelung in vielen Punkten weit kritischer und nüchterner als viele Neuere — selbst einige Neueste (wie Lamprecht) nicht ausgenommen.

die unsere Kultur erzeugt. Sie war überdies durchaus formell. Die beschworene — das heißt durch Selbstverfluchung für den Fall des Bruches bekräftigte — Treue war es, die band, ohne Eid keine Verpflichtung.[5]) Schließlich galt sie nur gegen den Stammes- oder Sippengenossen. Nicht so gegen den Feind. Ihm gegenüber erkennen wir heute Verpflichtungen an, die dem Wilden gänzlich unverständlich, ja töricht erscheinen würden. Hinterlist und Untreue gegen den Feind sind kein Vorwurf, eher ein Zeichen lobenswerter Klugheit. Die Germanen machen keine Ausnahme. Für die Volksgemeinde gilt kein Vertrag, mochte er auch mit den heiligsten Eiden bekräftigt sein, „so daß die deutsche Treulosigkeit bei den Römern fast sprichwörtlich wurde."[6]) Die Fabel von der germanischen Treue als Rassenzug ist aus einem Irrtum entstanden. Man kennt die Einrichtung der „Gefolgschaften," wozu sich ein Kriegsheld und eine Anzahl von Gefolgen durch gegenseitige Hilfe und Treue verbanden. Der Herr gewährte Führung, Verpflegung, Ausrüstung und Beute, die Gefolgen ihren tapferen Arm. In einer Zeit, wo jedes soziale Band fehlte, wo das Recht nur durch Fehdegang zu erhalten war[7]) und der Schwache gegen den Starken überhaupt kein Recht hatte, war diese Einrichtung unbedingt vonnöten und ihr Treueband durch das höchste gesellschaftliche Bedürfnis geheiligt. Diese Treue war auf den gegenseitigen und allgemeinen Nutzen gegründet. Man irrte nun in der Annahme, daß dies eine

[5]) So Lamprecht, Deutsche Geschichte I., S. 181/2. Besonders bemerkenswert, da Lamprecht sonst an kritikloser Verhimmelung der deutschen Treue das Höchste leistet. (Vgl. S. 136.)

[6]) So Seek, Geschichte des Untergangs der antiken Welt, I. Band, 1895, S. 189. Im „Anhang" zum I. Band S. 477 führt Seek einige Belege an. Strabo VII 1, 4.: „wiederum fielen sie ab und ließen Treue und Geißeln im Stiche. Gegenüber diesen Menschen ist Mißtrauen von großem Nutzen, die ihnen vertrauten, sind aufs schwerste zu Schaden gekommen." Hist. Aug. Firm. 13, 4: „die Franken, deren Gewohnheit es ist, mit lachendem Munde, ihr Treuwort zu vrechen." Eumen. paneg. II. 11: „jenes wankelmütige und trügerische Barbarenvolk" (Dies die stehende Bezeichnung der Franken!) Auch beim selben Autor VI. 4. und IX. 22. kommt der Ausdruck vor. Ammianus XVII. 6, 1: „sie brachen den Frieden und den Bund, um en sie gefleht hatten." XXXI. 10, 2: „kaum war der Bund geschlossen so brachen sie ihn" Salv. de gub. dei IV. 14, 65: „Treulos sind die Barbaren." VII. 15, 64: „das perfide Gothenvolk," Rutil Namat. I. 112: „zitternd mögen die Gothen ihr treuloses Haupt beugen." Procop 6, 9, II. 25: „alsbald vergaßen sie ihre Eide und Verträge, die sie gerade erst mit Römern und Gothen geschlossen hatten — denn dieses Volk ist das treuloseste der Welt." Velleius Paterculus II. 118: „Sie (die Germanen) sind, was man kaum glauben sollte, wenn nicht die Erfahrung es lehrte, bei höchster Wildheit doch äußerst verschlagen und ein Geschlecht wie geboren zur Lüge." Und so weiter.

[7]) Und so war der altgermanische Zustand im äußersten Maße beschaffen.

ausschließlich germanische Erscheinung gewesen sei, was keineswegs zutraf. Immer wieder wird auch die Stelle des Tacitus (Germania XIV) angeführt: „Fürs ganze Leben ehrlos und schimpflich gilt derjenige, der seinen Herrn überlebend aus der Schlachtreihe weicht.“ Wir finden denselben Zug bei vielen anderen Völkern. Fällt der Kaffernhäuptling in der Schlacht, so fällt seine Leibgarde, die den schönen Namen amafanankosi (d. i.: die mit ihrem Herrn sterben) führt, mit ihm. Als vor einigen Jahren die Capregierung 1000 Stück Rindvieh auf die Gefangennehmung des Häuptlings Sandili setzte, rührte kein Kaffer den Finger, um sich diesen Preis zu verdienen, trotzdem das Vieh der zweite Abgott des Kaffers ist.[8]) Bei den (nichtarischen) Iberern Spaniens[9]) und den Galliern[10]) herrschte ebenfalls die Sitte, daß die Gefolgschaft mit dem Häuptling starb. Von den Aquitaniern, einem iberischen Stamm, berichtet Cäsar (Bellum Gallicum. VI. 22) Adiatunnus habe mit „150 Getreuen einen Ausfall gemacht, sie nennen diese aber „soldurii“ und ihre Stellung besteht darin, daß sie alle Lebensgüter mit jenen gemeinsam hätten, deren Freundschaft sie sich geweiht hätten; wenn aber diesen (den Führern) etwas zustößt, so tragen sie entweder das Schicksal gemeinsam oder töten sich selber; und noch ist kein einziger Fall überliefert, daß einer, nachdem sein Gefolgsherr gefallen war, dem Tod sich entzogen hätte.“ Von den Galliern berichtet Valerius Maximus, sie hielten es für Frevel, in der Schlacht denjenigen zu überleben, dessen Heil sie ihr Leben geweiht hatten und Cäsar erzählt (VI. 19), daß beim Tode eines Herrn alles, was ihm lieb gewesen war, verbrannt wurde, selbst die von ihm bevorzugten Gefolgsleute und Sklaven. Als Saul im Kampf gegen die Philister unterliegt, fordert er seinen Waffenträger auf, ihn zu töten, damit kein Unbeschnittener es tue. Da aber dieser sich weigert, stürzt er sich in sein eigenes Schwert. Sofort folgte sein Waffenträger dem Beispiel des Herrn, auch alle anderen Mannen fallen mit ihm[11]) (I. Sam. 31. 4. 5.) Die Treue Davids gegen seinen ihm nach-

---

[8]) Kropf, Die religiösen Anschauungen der Kaffern in Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 1888, S. 44.

[9]) Vrgl. Diercks, Geschichte Spaniens, 1895, I. S. 75.

[10]) Fustel de Coulanges, Histoire des institutions politiques de l'ancienne France. I. vol. 2. éd. 1877. S. 16.

[11]) Vgl. auch die Gefolgschaft bei den Arabern (Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams 1868, S. 344.)

stellenden Herrn Saul ist bekannt. Die chinesische Geschichte enthält viele Züge aufopfernder Treue, auch hier fällt das Gefolge beim Tode des Herrn durch eigene Hand. Überhaupt ist der Gebrauch außerordentlich häufig, den Cäsar bei den Galliern fand, daß beim Tode eines Herrn seine Getreuen geopfert werden oder sich selbst töten. So geben noch im 17. Jahrhundert in Japan beim Tode eines Adeligen 10—30 seiner Diener sich selbst freiwillig durch Bauchaufschlitzen den Tod. Dasselbe kommt bei vielen Afrikanern und Indianern vor.[12]) Der Grund ist einfach der, daß diese Naturmenschen fest überzeugt sind, sofort im Jenseits in ihrer alten Stellung zum Herrn wieder weiterzuleben. Genau dasselbe Motiv begegnet uns bei der Tötung der Alten und in den massenhaften Selbstmorden jener amerikanischen Plantagensklaven, die dadurch alle ihre Freiheit im Jenseits zu erlangen glaubten und die von ihrem Tun nicht anders abzubringen waren, als daß man den Toten die Köpfe abschnitt, wodurch nach ihrem Glauben die Wiederbelebung im Seelenreich verhindert wurde.

Die Gefolgschaft besiegelte ihre Treue mit dem Tod, der dem Wilden freilich nicht so schrecklich ist, wie dem Kulturmenschen. Doch über die Gefolgschaft hinaus erstreckte sich das Treueverhältnis nicht, ja es konnte sich in der unsere Auffassung von Treue verletzendsten Art bewähren. Das Waltharilied zeigt uns den Zwiespalt zwischen Freundes- und Gefolgentreue.[13]) König Gunther greift den heimkehrenden Walthari aus schnödester Goldgier an. Hagen, Waltharis bester Freund, ist Gefolgsmann Gunthers und rät dem König dringend von seinem Frevel ab. Als aber der König in Gefahr kommt, sein Ziel nicht zu erreichen und an Waffenehre Schaden zu leiden, da siegt bei Hagen die Gefolgstreue über die Freundestreue, an die ihn Walthari in beweglichen Worten erinnert, (Vers. 1237—1263), selbst die Treue gegen den getöteten Neffen hätte, wie er dem König gesteht (1113), ihn zu solcher Tat nicht bewogen. Es gelingt ihm auch, seinen Freund in höchst unritterlicher Weise durch Hinterlist zu verwunden. So erschütternd auch der dargestellte Konflikt und die bewiesene Aufopferung Hagens wirkt, so verletzt doch die formelle Art der Treue, die die Ritter-

[12]) Vgl. Robinsohn, Psychologie der Naturvölker, Kap. VIII., S. 133 ff. und Spenzer, Prinzipien der Soziologie, 1877. I. Band, S. 232 ff. Fries, Abriß der Geschichte Chinas, 1884. S. 78.

[13]) Vergl. Waltharius, herausgegeben von Scheffel und Holder, 1874. S. 532.

sitte über die natürlichsten Gefühle setzt, unser Empfinden. Eine der ergreifendsten Stellen des Nibelungenliedes ist jene, wo Markgraf Rüdiger nach hartem Kampf für seinen Lehensherrn Etzel gegen seine burgundischen Verwandten und Freunde streiten muß. Die Literatur der deutschen Ritterzeit darf übrigens wegen der starken christlichen und romanischen Einflüsse nicht zur Erkenntnis der moralischen Anschauungen der ursprünglichen Germanen verwendet werden. Es scheint, daß das ritterliche Lob der Treue mit der entsetzlichen Treulosigkeit der Epoche ebenso zusammenhing, wie die Friedenssehnsucht des vorchristlichen Judentums mit den ewigen Kämpfen und Leiden oder das Lob der Natur im XVIII. Jahrhundert mit der raffinierten Überkultur der betreffenden Zeiten.[14]) Das verhältnismäßig älteste Bild germanischer Anschauungen gibt uns die Edda, vergebens aber würde man die Treue als ihren „Mittelpunkt" suchen. Daß selbst die germanischen Götter es mit den Eiden nicht so ganz genau nahmen, sollte Chamberlain doch wenigstens aus Wagners Dichtungen wissen. In der Edda stehen aber noch ganz andere Dinge. Dem Loge ist Lug und Trug ein Teil seines Wesens, doch auch der Göttervater Wodan gibt kein gutes Beispiel.

„Ein Ringeid[15]) war es, den Wodan schwur,
Wer darf seiner Treue noch trauen?
Den Suttung betrog er um seinen Trank,
Und Gundlada ließ er das Grämen."[16])

Von derselben Affäre berichtet Wodan selbst:

„Doch ich bezweifle, daß ich gekehrt
Aus der Riesen rauhem Bereiche,
Nutzt ich Gundladas Güte nicht,
Die um mich schlang ihre Arme.
Gundlada gab mir auf goldenem Stuhl
Einen Trunk des trefflichen Meths;
So gütigen Sinn und so glühende Gunst
Hab ich ihr häßlich vergolten."

In einem Zank mit Donar rühmt sich Wodan anderer treuloser Taten (S. 7071), was Donar zur Antwort veranlaßt: „Gute Gabe

[14]) Es wäre wohl auch einem Zukunftshistoriker nicht gestattet, aus der Kunstrichtung unserer Zeit zu schließen, die Fabeltiere Böcklins oder die jungfräulichen Engelsgestalten unserer präraphälitisch angehauchten Modernen seien Typen unserer Tage. Als Reaktion unseres Gefühls gegen die entsetzliche Nüchternheit des Lebens sind sie leicht zu erklären.

[15]) Der als besonders heilig galt.

[16]) Vergl. Die Edda, übersetzt von Wolzogen. S. 47.

vergaltst du mit argem Sinn." Zynisch erwidert Wodan: „Die eine Eiche bekommt, was der andern man nimmt, jeder sorgt da für sich." Übrigens wirft er gleich darauf auch dem Donar vor, „Treue zu trügen", was dieser heftig zurückweist. Mit Hinterlist und ohne ernsten Grund reizt Wodan zum Verwandtenmord an. (S. 79, 259 2c.) Die Lebensregeln raten zwar, dem Freund treu zu sein, wem man aber nicht recht traut, den soll man durch listigen Trug betören.

> „Doch findest du wen, dem du wenig vertraust,
> Du willst aber Vorteil gewinnen
> Dann rede nur freundlich bei falschem Sinn,
> Den Wankelmut lohne mit Lügen u. s. w." (193.)

Vor allem die Frauen werden als treulos hingestellt:

> „Trau nicht des Mädchens traulichem Wort
> Trau nicht des Weibes traulichem Wort,
> Ihr Herz ward geschaffen auf schwingendem Rad,
> Wankelmuts Wohnung ist weibliche Brust.
> So liebt eine Frau mit falschem Sinn,
> Wie ein zweijährig Roß ungezähmt und scheu
> Und ungeschärft auf dem Eise rennt;
> Wie ein Kahn ohne Steuer im Sturme schwankt
> Wie im Regen ein lahmer Renntierjäger
> Glitschend gleitet vom glatten Gestein u. s. w." (200.)

Nach der früheren Regel ist es daher begreiflich, wenn der Mann dem Weib zuvorkommt:

> „Doch beicht ich es ehrlich, mit beiden bekannt:
> Mannliebe zum Weibe ist windig;
> Wir denken schlecht und schwatzen schön
> Und trügen der Klügsten Vertrauen." (196.)

Ein Rassengläubiger müßte danach wohl annehmen, daß unsere heutigen Zustände auf diesem Gebiet direkt dem germanischen Geist entspringen.

Die entsetzlichsten Zustände aber sollen vor dem Weltenbrand eintreten:

> „Nun würgen sich Brüder und werden Mörder,
> Geschwister sinnen auf Sippenverderb,
> Die Gründe erschallen, der Giergeist fliegt:
> Kein einziger Mann will den andern schonen 2c."

Die Schilderung läßt raten, daß dem Sänger dies Ende nicht allzu ferne dünkte. Tatsächlich könnte man diese furchtbaren

Worte mit vollem Rechte vor jenes Kapitel der Weltgeschichte setzen, da das erste halbe Jahrtausend seit dem Auftreten der Germanen als Staatengründer auf dem Boden der Zivilisation enthält. Ein kurzer Abriß soll den Zeitcharakter beleuchten. Die Darstellung folgt dem großen Werk Felix Dahns[17]), das für uns den Vorzug besitzt, voll nationaler Begeisterung zu sein, ohne das historische Gewissen hintanzusetzen. Beginnen wir mit den Ostgermanen und zwar mit den Vandalen. Schon ihr erstes Eindringen in das römische Spanien geschieht durch den Verrat germanischer Söldner, die sich dadurch vor der ihnen wegen Plünderung des eigenen Landes drohenden Strafe schützen wollen. Ihr Zug nach Afrika erfolgt unter Genserich, an dem die Quellen ein besonderes Talent zur Intrigue hervorheben. Er nimmt trotz des abgeschlossenen Friedens „mit Arglist, Treubruch und Verrat" (Dahn) die Hauptstadt Karthago. Seinen Sohn hatte er mit einer Westgothenprinzessin vermählt, die er aber alsbald unter dem Vorwurf, sie habe ihn vergiften wollen, mit abgeschnittener Nase an ihren Vater König Theoderich zurücksandte. Um sich vor dessen Rache zu schützen, soll er alsdann Attila durch reiche Geschenke zum Angriff auf das Westgothenreich bewogen haben. Von den Römern eingeschlossen, erbittet er sich eine fünftägige Waffenruhe, die er zu einem heimtückischen Überfall der Getäuschten benützt. Sein Sohn Hunerich eröffnete die Reihe greuelvoller Familienmorde, die später das Reich zugrunde richteten. Er ermordete seines Bruders Frau, Sohn und Gesippen. Den katholischen Bischöfen befahl er, einen politischen Eid zu schwören, einige weigerten sich unter Berufung darauf, daß Christus das Schwören verboten habe. Diese wurden wegen Ungehorsams verbannt und zu Zwangsarbeit verdammt, die Gehorsamen aber unter dem Vorwurf, sie hätten das Schwurverbot Christi verletzt, zu Ackerknechten gemacht. Sein Nachfolger Thrasamund läßt sich von seinem Neffen Hilderich noch auf dem Sterbebett schwören, er werde während seiner Regierung die Katholiken nicht in ihre alten Rechte einsetzen. Hilderich entzieht sich der formalen Verletzung des Schwures durch eine Reservatio mentalis, die jedem Jesuiten Ehre machen würde (vide Dahn S. 176, 212).

Schon unter Genserich hatten übrigens die Adelsverschwörungen begonnen, bei deren wiederholter Unterdrückung fast der ganze alte Adel ausgemordet wurde.

---

[17]) F. Dahn, „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker". 4 Bände, 1881—1889.

Die Ostgothen gewähren dem Geschichtsschreiber von allen Germanen den in moralischer Beziehung lobenswertesten Anblick. Doch selbst der edle Theoderich, den die deutsche Sage als Dietrich von Bern mit Recht an die Spitze ihrer Helden stellt, befleckte sich mit der hinterlistigen Ermordung seines Vorgängers Odovakars. Nachdem er diesem Leben und königliche Ehren zugesichert hatte, faßte er einen wahrscheinlich unbegründeten Verdacht gegen ihn, lud ihn zum Mahle ein und stieß ihn mit eigener Hand nieder. Seine Nachfolger, Amalaswintha und ihr Vetter Theodahad, verrieten beide unabhängig von einander ihr Volk an Byzanz (Dahn, S. 252), worauf Theodahad seine Base unter Bruch heiliger Schwüre sofort gefangensetzen und später ermorden ließ. In dem folgenden Krieg suchten Byzantiner und Gothen, die Franken auf ihre Seite zu ziehen. Diese nahmen von beiden Parteien Geld und betrogen beide. In diesem Kriege wetteiferten der König und die ostgothischen Adeligen an Untreue, jener gegenüber den Römern, diese gegenüber dem König (Dahn, S. 254). Endlich kam der Frankenkönig Theudibert mit 100.000 Mann nach Italien und wurde von den Gothen als Bundesgenosse freudig begrüßt. Kaum hatte er mit ihrer Hilfe den Po überschritten, so ließ er die Weiber und Kinder der Gothen ergreifen, den Göttern als Opfer schlachten und in den Fluß werfen. „Denn die Franken," sagt Prokop, „sind das treuloseste unter allen Völkern." Es gelang ihnen, dasselbe Spiel noch einmal zu wiederholen und sie begannen nun auf eigene Rechnung zu plündern und erobern. Es ist begreiflich, daß der Gothenkönig Wittichis sich später lieber den Byzantinern ergab, als die nochmals angebotene Hilfe der Franken anzunehmen. Ein übrigens in jenen Kriegen oft vorkommender Zug ist, daß gothische Besatzungen nach der Kapitulation in byzantinische Dienste eintreten und gegen ihr eigenes Volk fechten. König Erarich wollte sein Volk für Schätze und die Patrizierwürde an Byzanz verkaufen, wurde aber vorher ermordet. Noch im letzten Akt des Ostgothendramas erfolgte wieder ein fränkischer „Hilfszug". Doch zog der unbezwungene Verteidiger von Cumae, der tapfere Aliger, es vor, sich lieber den Byzantinern zu übergeben, als die Hilfe eines Volkes anzunehmen, dessen verräterische Tücke sprichwörtlich war.

Die Westgothen hatten von den Römern Sitze in Septimanien erhalten, kehrten sich aber ziemlich wenig an die Verträge und suchten ihr Reich nach allen Seiten zu erweitern. Auch bei ihnen

fehlten die Familiengreuel nicht, die jene Zeit erfüllten. Der König Thorismund wurde auf Anstiften seiner Brüder ermordet; als er durch Aderlaß kampfunfähig war, entfernte ein mitverschworener Diener die Waffen aus dem Gemach und stürzte, Gefahr meldend, scheinbar in Treue besorgt, herein, indem er in Wahrheit den Verschworenen den Weg weist. Seinen Nachfolger und Bruder Theoderich traf übrigens dasselbe Los, indem dieser von einem andern Bruder ermordet wurde.

Im spanischen Westgothenreich hatte sich, unterstützt durch die gebirgige Natur des Landes, ein mächtiger Grundadel entwickelt, der die ganze Geschichte dieses Reiches mit Untreue, Hochverrat und Greueln aller Art erfüllte. Mit Entrüstung tadelt der Franke Gregor von Tours „diese abscheuliche Angewöhnung der Westgothen, wenn ihnen der König nicht gefiel, ihn mit dem Schwert anzufallen und sich einen andern zum König zu setzen."

Als die Franken einen Raubzug nach Spanien gemacht hatten, hätte sie der gothische Feldherr Theudigisl vernichten können, doch ein Bakschisch bewog ihn, die Räuber mit allen Schätzen frei abziehen zu lassen. Daß er später als König ermordet wurde, ist nicht besonderer Erwähnung wert.

Athanagil ruft verräterisch die Byzantiner ins Land und schwingt sich mit ihrer Hilfe zum König auf. Es wird als Ausnahme besonders hervorgehoben, daß er „friedlichen Todes" gestorben sei. Dahn bemerkt (S. 375), daß man von den meisten der bisherigen Westgothenkönige außer dem Namen nur etwa noch die Art der Ermordung wisse. „Dieser meisterlose Adel, dem die Rebellion, der Königsmord zur Gewohnheit geworden, war zur Treue gar nicht, zum Gehorsam nur durch den Schrecken zu bringen."

König Leovigilt ergriff das richtige Mittel. Gregor sagt: „Leovigilt tötete alle, welche sich angewöhnt hatten, die Könige zu ermorden. Nicht einen ihres Mannesstammes ließ er leben." Doch sein eigener Sohn Hermenigilt empörte sich gegen ihn, rief die Byzantiner und Sueben ins Land und trachtete dem Vater nach dem Leben. Besiegt, floh Hermenigilt in eine Kirche und ließ sich eidlich Leben und Freiheit zusichern. Im nächsten Jahre wurde er enthauptet, übrigens möglicherweise für eine neue Schuld. Die Kirche machte den netten Sohn später zum Heiligen und stempelte den Vater zum wütenden Katholikenverfolger.

Aber unter seinen Nachfolgern schon beginnt wieder die eintönige Folge von Hochverrat und Königsmord.

König Kindasvinth versuchte dem ein Ende zu machen, Fredegar bemerkt u. a. darüber folgendes: „Der König hatte die böse Sitte (morbus) der Gothen in Entthronung ihrer Könige erkannt; war er doch selbst oft Teilnehmer solcher Pläne gewesen — daher kannte er genau die trotzigen Geschlechter, von denen Gefahr drohte, und sicher wußte er sie zu treffen.“ 200 der Vornehmsten, 500 der Geringeren soll er auf diese Weise getötet haben. Ihre Frauen und Töchter und ihr Vermögen wurden den Anhängern des Königs zugeteilt. Schon seinen Nachfolger traf übrigens wieder das übliche Schicksal. Bekanntlich war es der Verrat gothischer Großen, der die Araber nach Spanien brachte. In der Entscheidungsschlacht besiegelt der Übergang der Verräter das Ende des Gothenreiches.

Das früheste Material zur Beurteilung der Westgermanen liefern uns die Kriege der Kaiserzeit.[18] Es ist eine stehende Klage der römischen Geschichtsschreiber, daß die Barbaren, alle Verträge brechend, stets von neuem Rom überfielen. Dabei darf freilich nicht übersehen werden, daß oft Landnot und innere Parteiungen die Wortbrüchigkeit erklären und mildern. Auch die Tücke der Kriegsführung durften die Römer nicht tadeln, die darin den Barbaren stets ein recht schlechtes Beispiel gegeben hatten. Von Anfang an fand das römische Gold germanische Nehmer. Überläufer und Bestechliche brauchten nicht gesucht zu werden.[19] Selbst die im römischen Solde stehenden Germanen waren nicht frei von Untreue.[20] Die gefeierte Hermannsschlacht, „einer der treulosesten Völkerrechtsbrüche“ (Dahn, S. 64), ist nur als Vergeltung der römischen Untreue und als nationale Notwehr zu rechtfertigen. Der römische Ritter Armin hatte Varus so in Sicherheit gewiegt, daß dieser alle Warnungen in den Wind schlug. Mit Arglist lockte er den Betörten aus seinem festen Lager in einen sumpfigen Wald und überfiel dort das sorglos wie in Frieden und Freundesland marschierende Heer. Gleichzeitig wurden alle im Lande zerstreuten Römer an einem Tage überfallen und ermordet. Doch Armin fiel durch seine eigene Waffe. Tacitus berichtet, ein Chattenfürst Adgandester habe vom

[18]) Vide Dahn, Band II.
[19]) Vide S. 152, 162, 177, 269, 373 2c.
[20]) S. 125, 392.

Kaiser Gift verlangt, um Armin zu ermorden, Tiberius aber habe den Bescheid erteilt, Rom räche sich an seinen Feinden nicht durch List und im Geheimen, sondern offen und mit den Waffen. Trotzdem fiel der Erretter Germaniens durch Meuchelmord der eigenen Gesippen. Auch der Bataver Civilis, dessen Heldentaten die Armins weit übertreffen, konnte sich schließlich vor der Untreue seines eigenen Volkes nur dadurch retten, daß er es an Rom verriet. (S. 155.)

„Die äußerste Treulosigkeit" eines Alamannenfürsten und die große Begabung für Trug und listige Umtriebe eines andern wird von den Historikern hervorgehoben. (S. 285, 337)[21]). Vor allem aber sind es die Franken, deren Untreue das Entsetzen der Römer erregt. Ihre Gewohnheit sei es, sagt Vopiscus, lachend die Treue zu brechen. Das „schlüpfrige, falsche" Volk (lubrica fallaxque) ist ihre stehende Bezeichnung.[22]) Ihre spätere Geschichte bestätigt den früh erworbenen Leumund vollkommen. Fortlaufende Quellen besitzen wir seit den Merovingern, deren Reihe Chlodwig würdig eröffnet.

Dieser moralische „Kraftmensch" richtete ein wahres Gemetzel unter seinen nächsten Verwandten an; nicht im ehrlichen Kampf, sondern ausschließlich durch „Intrigue, Verhetzung, geheimen Mord und ganz offen brutal verübten Totschlag" beseitigte er sieben uns mit Namen genannte und außerdem noch „viele andere Könige und nächste Verwandte" (Dahn III. 65), deren Reiche er seinem einverleibte. Und das Merkwürdigste ist der Gleichmut, ja oft der Beifall der zur Gefolgstreue verpflichteten Heerleute der Gemeuchelten! — Zuerst hetzte er den ripuarischen Prinzen Chloderich zum Morde seines Vaters Königs Sigibert, indem er seine Habsucht anreizte. Nach vollbrachter Tat bietet der neue König dem Chlodwig einen Anteil an den gewonnenen Schätzen. Eine Gesandtschaft Chlodwigs wird freundlich empfangen, ermordet aber den Chloderich im Augenblick, als er sich bückt, um Schätze aus einer Truhe zu heben. Sofort beruft Chlodwig das Volk des Getöteten zusammen, klagt ihn des Vatermordes an und behauptet, jener sei von einem Unbekannten erschlagen worden. Heuchlerisch fügt er bei: „Aber an all dem bin ich ohne Schuld. Denn ich werde doch nicht das Blut meiner Gesippen vergießen! Das wäre ja Freveltat." Das Reich

---

[21]) Verschiedene Züge von Untreue (zum Teil auf Armin bezüglich) stellte Hehn zusammen. (Vgl. Schiemann, Viktor Hehn, Ein Lebensbild, 1894, S. 190 ff.)

[22]) S. 248, 257, 259, 260, 361 rc. Einige Stellen beziehen sich auf andere Germanen.

und die Schätze behielt Chlodwig, „denn“, fährt Gregor von Tours wörtlich fort, „Gott warf Tag um Tag Chlodovechs Feinde nieder unter dessen Hand und mehrte sein Reich zum Lohne dafür, daß er gerechten Herzens vor Gott wandelte und tat, was wohlgefällig war vor Gottes Augen.“ — Hierauf bereitete er dem König Chorarich und dessen Sohn dasselbe Schicksal. Interessanter ist die Art, in der er gegen König Ragnachar verfuhr. Er bestach nämlich die Großen am Hofe dieses Fürsten mit Gold, ihm das Land auszuliefern. Als König Ragnachar und sein Bruder Richarius gefesselt vor Chlodwig geführt wurden, erschlug er den ersten mit der Streitaxt, weil er seine Sippe, die auch die Chlodwigs war, dadurch erniedrigt habe, daß er sich fesseln ließ, den Bruder aber, weil er die Fesselung nicht verhindert habe! Alsbald entdeckten die bestochenen Verräter, daß Chlodwigs Gold falsch sei — es war nur vergoldetes Erz! Doch Chlodwig antwortete, Verräter verdienten nichts anderes, sie sollen sich freuen, daß er ihnen das Leben schenke. Als Nächster kam ihr Bruder Rignomer daran. „Er ermordete aber noch viele andere Könige und Nächste seiner Gesippen“, berichtet Gregor, wobei er Reich und Schätze an sich riß. Vor einer Versammlung der Seinigen sprach er dann die Worte: „Wehe mir, der ich wie ein Fremdling unter Fremdlingen lebe und keine Gesippen habe, die mir beistehen könnten, wenn einmal Unglück über mich käme.“ „Aber dies sprach er nicht aus Schmerz über den Tod jener, sondern in arger List, um so vielleicht noch einen Verwandten ausfindig zu machen und ihn umzubringen.“ So Gregor von Tours. Chlodwigs Reich ging an mehrere Brüder über, von denen Chlodomer zuerst starb. Seine Brüder Chlotachar und Childebert, denen die Vormundschaft über seine unmündigen Söhne zustand, ließen diese unter dem Vorwande der Throneinsetzung zu sich kommen und ermordeten sie eigenhändig in grausamer und hinterlistiger Weise. Die verschiedenen Mordanschläge der Brüder gegeneinander, die teilweise glückten, sind zu eintönig, um einzeln erzählt zu werden.

Die Nachfolger Chlodwigs waren es auch, die sich gleichzeitig von den im Streit befindlichen Gothen und den Byzantinern anwerben ließen und beide betrogen. Dabei hatten sie mit den Gothen ausgemacht, sie würden nicht Franken, sondern andere ihrem Reiche angehörige Völker in Italien verwenden, um dem römischen Kaiser gegenüber die Ausflucht sich zu sichern, jene Scharen handelten

ohne und gegen ihren Willen. Das Auftreten der Franken in Italien haben wir bereits geschildert. Natürlich ging es auch bei der Teilung des den Gothen abgepreßten Goldes zwischen den merovingischen Brüdern nicht ohne Trug und Übervorteilung ab.[23])

In diesem Stil verläuft nun die ganze folgende Geschichte der Franken, wie sie uns vor allem Gregor mit unübertrefflicher Anschaulichkeit überliefert hat. Freilich wirkt das Chaos von brutaler Gewalt und hinterlistigem Verrat schließlich ermüdend auf den Leser. Die Könige und Mitglieder der königlichen Sippe gehen allen voran mit der von ihnen bewiesenen Untreue gegen Verwandte und Freunde, mit Wortbrüchigkeit und Tücke gegen die Feinde.[24]) Aber auch die Untertanen, das Heer und vor allem die Großen und Adeligen leisten darin Hervorragendes.[25]) Königsmord[26]) und Abschlachtung[27]) von Verwandten sind nicht ein Vorrecht einzelner Gewaltmenschen, sondern beinahe ein nationales Gemeingut. Sehr deutlich wird uns aber die Tatsache, daß der Ausgangspunkt der entsetzlichen Untreue jener Zeit in der Institution gelegen ist, die oft als die höchste Verkörperung des Treu- und Ehrbegriffes gepriesen wird — im Adel. Ein Typus ist der gewaltige Führer der fränkischen Adelspartei Guntchram Boso. „Er hatte keinem seiner Freunde je einen Eid geleistet, den er nicht sofort gebrochen hätte." „Er war leichtfertig im Handeln, überaus nach fremdem Gute gierig, allen schwur er, niemandem hielt er sein Versprechen." So charakterisiert ihn Gregor. Ein germanischer Priester Rikulf ist es, als dessen Leibsprüchlein uns überliefert wird, einen klugen Menschen könne man nur durch Meineide überlisten. (S. 230.) Andererseits wird es besonders rühmend — gewissermaßen als

---

[23]) Übrigens gefiel diese Methode den Franken so gut, daß sie später genau dasselbe Spiel mit den Langobarden und Byzantinern trieben. (S. 283, 537/8.)

[24]) Vide S. 79, 85, 123, 125, 126, 131/3, 155, 157, 183, 213, 437, 586, 593, 599, 614, 624, 631, 634, 848 u. s. w.

[25]) Vide S. 134, 168, 181, 189, 195, 201/2, 223, 246, 263/4, 277, 286, 296/7, 300, 303/4, 321, 331, 335, 337, 346, 351, 354, 364, 377, 380, 383, 389, 394, 410, 411/2, 421, 453, 470, 480/1, 508, 537/8, 558, 564, 589, 596/7, 598, 603, 635, 643, 649, 650/1, 654, 656, 660/1, 684, 690, 694/7, 709, 712/4, 800, 804/5, 809, 858, 942, 998/9, 1030 u. s. w.

[26]) Vide S. 77/8, 180, 211, 287, 289, 497, 590, 702 ꝛc.

[27]) Vide S. 77, 133, 158, 311, 374, 398, 400, 450, 475 ꝛc. Die gegebenen Zusammenstellungen sind weder erschöpfend noch streng systematisiert. Der Königsmord ist sehr oft gleichzeitig Verwandtenmord, die Untreue der Großen oft mit versuchtem Königsmord verbunden u. dgl. mehr. Es soll bloß ein Begriff von der Massenhaftigkeit der Fälle erweckt werden. Dabei sind die meisten der verhältnismäßig kurzen Epoche entnommen, die Gregor von Tours behandelt.

Ausnahme — hervorgehoben, wenn jemand Treue bewährt. Wir finden so den Franken Berthoald erwähnt „von maßvollen Sitten, weise, klug, im Kampfe tapfer, gegen alle Treue haltend" (S. 544), ferner den Römer Claudius (S. 567) „ein kluger Mann, gewandt im Erzählen von Geschichtlein, tüchtig in allen Dingen, sehr geduldig, überreich an Findigkeit des Rates, in den Wissenschaften gebildet, treu, verlässig, mit allen Freundschaft suchend."

Ein frecheres und treuloseres Junkertum (vgl. Dahn, S. 306) kennt wohl die Geschichte nicht. Selbst mit den Saracenen verbündet es sich ohne Scheu gegen das Königtum, dem Beispiel des Westgothenadels folgend. (804/5/9). Ergreifend wirkt es, einen Nachkommen Chlodwigs sein Volk förmlich um sein Leben bitten zu hören. König Guntchram ging stets nur bewaffnet und mit starker Bedeckung zur Kirche. Eines Sonntags hielt er vor der Messe folgende Ansprache: „Ich beschwöre euch, ihr Männer und Weiber, die ihr zugegen seid, wollet mir eure Treue unverletzt halten! Und tötet nicht auch mich, wie ihr jüngst meinen Brüdern getan; möchte es mir doch vergönnt sein, doch mindestens drei Jahre noch meine Neffen, die ich als Söhne angenommen habe, aufzuerziehen. Auf daß es nicht geschehe, was der ewige Gott nicht verstatten möge, daß ihr, wenn ich gestorben, mit jenen Kleinen auch zugleich selbst zugrunde gehet, da dann von unserem Stamme kein wehrhafter Mann mehr da sein würde, um alle zu schützen." (Dahn, S. 299.) Als er so sprach, sandte die ganze Gemeinde ihr Gebet für den König zum Herrn. Selbst noch unter Karl dem Großen finden wir Verschwörungen gegen des Königs Leben, an deren einer Spitze Karls Sohn Pippin stand (998, 1030). Das deutsche Recht faßt alle jene Verbrechen als besonders ehrlos auf, die nicht offen unter voller Übernahme der Verantwortlichkeit, sondern heimlich und mit Tücke verübt werden. Derlei Untaten hat jene Zeit in besonderem Raffinement hervorgebracht, nur die Auswahl aus der reichen Fülle verursacht Verlegenheit. König Chilperich schickt seinen Sohn Chlodovech in eine verpestete Gegend, damit er dort unauffällig sterbe, da er aber gesund bleibt, läßt ihn seine Stiefmutter erdolchen und verbreitet, er habe durch Selbstmord geendet. (S. 213.) Dieselbe Fredegunde, die unzählige Bluttaten auf sich hatte, wurde übrigens von ihrer Tochter Rigunthis recht schlecht behandelt und oft geprügelt. Da lud sie sie einstens schmeichelnd ein, sich Schätze aus einer Truhe zu wählen, und als jene sich

bückte, schmetterte sie ihr den Deckel auf den Kopf und suchte sie zu erwürgen. Unter freundschaftlichen Umarmungen und Treueschwören stößt man dem „Freund" das Eisen in die Brust. (Vgl. z. B. S. 321, 656.) Als 9000 Avaren von König Dagobert mit Weib und Kindern Schutz erflehen, weist ihnen dieser zerstreute Quartiere in Baiern an, läßt aber alsbald in einer Nacht die Wehrlosen umbringen (S. 634.)

Besonders charakteristisch für die Auffassung der Treue ist die rohe Art, in der man die Form zu schonen oder die verletzte zu sühnen sucht. Der Hausmeier Ebroin lockt seinen Feind Martinus aus seiner Burg, indem er ihm auf einen mit Heiligenreliquien gefüllten Kasten schwere Eide schwört, sein Leben zu schonen. Natürlich wird der Getäuschte sofort mit allen Gefolgen umgebracht. Man hatte nämlich vor dem Schwur die heiligen Knochen heimlich aus dem Kasten genommen und so war der Eid nicht kräftig. Ebenso läßt König Chilperich, als er entgegen seinem Schwur in Paris einzieht, die Reliquien vieler Heiligen voraustragen, um den Eidbruch unschädlich zu machen.

Werfen wir noch einen Blick auf die Geschichte der anderen germanischen Stämme, die uns freilich viel lückenhafter erhalten ist als die der Franken. Wieder finden wir bei Thüringern, Burgunden und Langobarden dieselben Familiengräuel und Königsmorde, wie bei den bereits betrachteten Stämmen.[28]) Wieder spielen Frauen eine überaus üble Rolle in Verrat und Blutvergießen aus Sinnlichkeit. Der Hauptteil der Untreue fällt aber wieder auf den Adel.[29]) „Empörung, Königsmord, Trachten nach der Krone, reichsverräterisches Bündnis mit Papst oder Kaiser waren nur zu häufige Fehler dieser Herzoge, die hierin den westgothischen und den merovingischen Großen sehr ähnlich sind. (Dahn, S. 294.)

Es sei übrigens erwähnt, daß die Langobardengeschichte meines Erachtens die drei erhebendsten Tatsachen aufopfernder Treue enthält, die uns aus der germanischen Frühzeit erhalten sind, die Treuetaten der Freunde Perctarits (S. 247), die Sesualds (250) und des Diakons Seno (259). —

Um die Geduld unserer Leser nicht zu ermüden, heben wir nur noch hervor, daß die inneren Zustände bei den Angelsachsen und Skandinaviern auch nicht besser waren. „Von dieser Zeit an",

[28]) Vide Dahn, Band IV, S. 98, 111, 207, 208, 209, 221, 233, 242 ff.
[29]) Vgl. 220, 226, 227, 228, 251, 255/6, 261 usw.

sagt Green,[30]) „ist die Geschichte Northumbriens nur ein grausiger Bericht von Gesetzlosigkeit und Blutvergießen. Ein König nach dem anderen wurde durch Verrat und Aufruhr aus dem Wege geräumt, das Reich fiel dem aufrührerischen Adel in die Hände, die Felder lagen wüst und das Land wurde durch Hungersnot und Seuchen verheert.“ Robertson gibt eine eintönige Zusammenstellung von Vorkommnissen, die ganz unserem Bild entspricht.[31])

Da den Rassengläubigen selbst der dümmste Scheingrund willkommen ist, müssen wir noch kurz dem möglichen Einwand begegnen, die geschilderten Zustände seien eben eine Folge der beginnenden Mischung zwischen Germanen und anderen Rassen. Speziell Chamberlain möchte einfach alles auf das böse Beispiel der Römer schieben — als ob selbst in den wildesten Zeiten römischer Dekadenz jemals annähernde Zustände geherrscht hätten! „Zwar nicht als ein Barbar, wohl aber als ein Kind war der Germane in die Weltgeschichte eingetreten, als ein Kind, das alten, erfahrenen Wüstlingen in die Hände fällt.“ (Chamberlain, S. 516.) Man denke an die unschuldigen Kinder Chlodwig und Fredegunde! Man berücksichtige ferner: 1. daß die Zustände außerhalb des römischen Kulturkreises bei Angelsachsen und Skandinaviern ebenso schlimm waren; 2. daß bei den einzigen Germanen, wo die Vermischung eher möglich war, bei den Ostgothen, die günstigsten und reinsten Zuständen herrschten, obwohl ihr Gebiet gerade den Sündenpfuhl Rom und das „chaotische“ Italien umschloß. Die Ostgothengeschichte ist der einzige Lichtpunkt der germanischen Vorzeit; 3. die ärgsten Dinge geschahen bei den Westgothen und Franken. Die letzteren mischten sich weniger als andere Rassen mit den Einheimischen,[32]) weil keine Landteilung erfolgte, sondern die Franken sich geschlossen ansiedelten. Bei den Westgothen bestand für die Römer das bei Todesstrafe eingeschärfte Verbot der Ehe mit Barbaren, das Valentinian und Valens gegeben und Alarich II. in sein Gesetzbuch aufgenommen hatte, ferner verhinderte der Glaubensunterschied zwischen den katholischen Römern und arianischen Gothen, die Vermischung. Erst 70 Jahre nach Her-

---

[30]) Vgl. Green, Geschichte des englischen Volkes. I. Band, 1889, S. 48.

[31]) Vgl. Robertson, The Saxon and the Celt. London, 1867, pag. 86 ff.

[32]) Vgl. die Bemerkung über die Verhinderung der Mischung bei Dareste de la Chavanne, Histoire des classes agricoles en France, 1858, S. 87.

stellung der Glaubenseinheit, knapp vor dem Ende des Gothenreiches hob Rekisvinth das Eheverbot auf.[33])

Der Kenner der Geschichte bedarf keiner Schilderung der Treulosigkeit, die alle Poren der so hoch gepriesenen Ritterzeit durchdrang.[34]) Der Vasall war so lange treu, als der Lehensherr ihm noch sein Gut nehmen konnte oder er seines Schutzes bedurfte. Wenn diese Motive aufhörten zu wirken, war auch die Treue meist verflogen. Am häufigsten finden wir noch rührende Beweise ihres Vorhandenseins bei den niederen Dienstleuten,[35]) deren Dasein ja wirklich aufs engste an das ihres Herrn geknüpft war, und die als Unfreie ohnehin keinen Vorteil aus dem Verrat ihres Herrn ziehen konnten. Nach den Rassentheorien gehörten aber diese Schichten kaum zur selben Rasse, wie ihre Herren. Der Edelmann aber trachtete stets, den Weg zur Unabhängigkeit und Macht über die Köpfe seiner Herren zurückzulegen.[36]) Freilich pries die Ritter-

---

[33]) Vgl. Dahn I., S. 440/8 und Diercks, Geschichte Spaniens 1895, S. 119.

[34]) Man vergleiche bloß die tückische Gefangennahme Ulrich von Lichtensteins durch seinen eigenen Dienstmann. (G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, II. Band, 1. Abtlg. 1892, S. 23). Oft übersieht man über den herrlichen Zügen des Nibelungensanges die bedenklichere Seite. „Selbstsucht und Neid freilich erwiesen sich oft stärker als die Treuepflicht, und gerade das Nibelungenlied, das Lied der Treue, wie man es auch genannt hat, zeigt, daß Untreue unter Gesippten doch nicht gerade selten gewesen ist. Gunther und Hagen handeln untreu, nicht nur gegen Siegfried, den sie meuchelmörderisch erschlagen, auch gegen Kriemhild, die ihre Schwester und Verwandte ist. Aber auch bei Kriemhild selbst finden wir die größte Treue, die gegen ihren toten Gatten, gepaart mit der schreiendsten Untreue gegen ihre eigene Sippe. Hinterlistig lockt sie ihre nächsten Blutsverwandten ins Verderben.“ (Otto Hartung, Die deutschen Altertümer des Nibelungenliedes und der Kudrun. 1894, S. 28).

[35]) So richtig Hartung a. a. O., S. 52.

[36]) Übrigens war während des Mittelalters auch bei den anderen Ständen die Treue nicht allzu groß. Der große Volksredner Berthold von Regensburg zieht heftig über die Bauern her: „So verrät, heißt es in der Predigt „von den vier Stricken,“ mancher dem andern aus Untreue sein Leben und sein Gut. Das tut aber niemand so viel, wie die Bauersleute tun untereinander. Die sind halt so ungetreu, daß sie vor Neid und Haß nicht einander ansehen mögen.“ So geht es noch weiter, wobei ein lebendiges Bild der Betrügereien der Bauern entworfen wird. Jedoch auch die Städter seien nicht besser. (Vgl. Michael, Geschichte des deutschen Volkes seit dem 13. Jahrh., I. Band, 1897, S. 77.) Walter von der Vogelweide singt:

> „Die Sonne hat ihren Schein verkehret,
> Untreue ihren Samen ausgeleeret
> Allenthalben auf den Wegen.
> Der Vater beim Kind Untreue findet,
> Der Bruder seinem Bruder lüget
> Die Geistlichkeit in Kappen trüget u. s. w.“

Zahlreiche weitere Beispiele enthält der reizende Aufsatz von Delbrück „Die gute alte Zeit“. (Preussische Jahrbücher, Bd. 71, 1893, auch in Delbrück's Erinnerungen, Aufsätzen und Reden, 1902, S. 719—212.)

dichtung die Treue und sie mag auch auf idealere Naturen selbst unter den Edelleuten gewirkt haben. Aber ganz unerlaubt ist es, daraus ein Idealbild jener Zeit zu konstruieren. Das genaueste Ebenbild findet der europäische Feudalismus in Japan, und in überraschender Weise wiederholen sich die einzelnen Züge der Rittersitte, der gesteigerte Ehrbegriff, das Lob der Treue, aufopfernde Beweise derselben unter den Geringeren und ihre Mißachtung bei den großen Vasallen.[37]) Die öffentliche und private Treue hat seit der germanischen Zeit sicher die größten Fortschritte gemacht. Es dürfte aber doch schwer sein zu beweisen, daß die germanischen Nationen sich heute noch darin vor den anderen auszeichnen. Häufen nicht gerade die deutschen Rassengläubigen ihren ganzen Zorn auf das „perfide Albion“? Vor einigen Jahrzehnten war es Mode im deutschen Bürgertum, jeden Dänen als Muster der Treulosigkeit hinzustellen. Und die preussisch-deutsche Politik dürfte sich wohl auch nicht so weit von dem herkömmlichen Typus aller Diplomatie entfernen, um eine besondere Treue auffallen zu lassen.

Unsere Schilderung der älteren germanischen Zustände setzt zwei andere Phrasen ins rechte Licht, nämlich den behaupteten Freiheitssinn und das „politische Talent“ der Deutschen. Chamberlain beruft sich auf Goethes „Zeugnis“: „Erst die Germanen brachten der Welt die Idee der persönlichen Freiheit“ und betont ihr Recht zur Freiheit aus der ihnen vor allen Völkern innewohnenden Befähigung zur Freiheit heraus. Nun ist Goethe ein Beispiel eines mehr dem Naturerkennen zustrebenden Geistes, dessen historisches Verständnis und Interesse gering war und der darin das gerade Gegenstück Herders bildete.[38]) Die Freiheitsliebe der Germanen bestand in dem Unabhängigkeitsbedürfnis, das allen uns bekannten wilden Völkern eignet, vielleicht am stärksten einem der niedrigsten und wildesten, den Buschmännern Südafrikas.[39]) Chamberlains Behauptung, „daß selbst die bloße Vor-

---

[37]) Diese richtige Unterscheidung hervorgehoben bei Brandt. („Japan“ in Helmolts Weltgeschichte, II. Band, S. 20.)

[38]) Vgl. Ottokar Lorenz „Goethe als Historiker“ in seiner Schrift „Goethes politische Lehrjahre“. 1893, bes. S. 176 ff. Ich stimme natürlich mit Lorenz selbst keineswegs überein.

[39]) Vgl. Ratzel, Völkerkunde, 2. Aufl. 1894, I. Band, S. 682. „Eins veredelt sie, was freilich dem Tiere ebenso eigen ist: die Freiheitsliebe“ ꝛc. „Nie verläßt ihn in der Gefangenschaft der wilde Freiheitsdrang des echten Naturſohnes ꝛc.“ „Der Buschmann ist der Anarchist unter den Südafrikanern. Wo er dagegen als Diener in dauernde Beziehungen zu Weißen trat, wurde er stets als zuverlässig gerühmt.“ — Also Freiheit und Treue! — Vielleicht eine neue

stellung der Freiheit den meisten Menschen gänzlich unbekannt ist" (S. 503), erregt Mitleid mit der Unwissenheit des Autors. Den Semiten soll die Fähigkeit, frei zu sein, völlig mangeln, ja selbst den Wunsch danach spricht er dem Syrier ab. Auf S. 215 hat er erst die Freiheitskämpfe der Juden gegen Rom und Judas des Galiläers Parole angeführt: „Gott allein ist Herr, der Tod gleichgiltig, die Freiheit eines und alles." Infolge ihrer Untreue konnten ferner die Semiten niemals einen dauerhaften Staat bilden (Babylon?), da sie nur für „Despotie und Anarchie, die beiden Gegensätze der Freiheit, Befähigung besaßen". Man könnte wohl die von uns geschilderte Epoche nicht besser kennzeichnen als mit den Worten, das Leben sei in ihr nur dadurch ermöglicht worden, daß Despotie und Anarchie einander milderten und halbwegs aufwogen. Schon Seneca hat es ausgesprochen: Omnes istae feritate liberae gentes leonum luporumque ritu ac servire non possunt, nec ita imperare". Dahn weist wiederholt die Behauptung von der politischen Befähigung jener Staatengründer zurück[40]), sie klingt auch wie ein rechter Hohn auf die Geschichte. Das bißchen Verwaltung stützte sich auf die Überbleibsel der römischen Kultur. Lateinisch schreibende Mönche und römische Senatoren besorgten das dringendste Erfordernis in den alten Formen. Was bedeutet überhaupt die Phrase von der „politischen Befähigung", die ein so wertvoller Rassenzug sein soll? Ist die Selbstverwaltungsfähigkeit gemeint, so hat Robertson Recht: „To say that for self-government we need great wisdom is to show little; for when men are really wise all round they will need no government whatever" Die Chinesen, deren lokale Selbstverwaltung das Reich durch die Stürme von Jahrtausenden zusammengehalten hat, wären dann das politisch begabteste Volk. Oder soll das Herrschtalent gemeint sein? Dann hat wohl Gum-

---

germanische Verwandschaft? — Eine große Anzahl von Belegen für die Freiheitsliebe der Naturvölker bei Spencer, Prinzipien der Soziologie, 1877, I. Band, S. 78 ff., II. Band, S. 291.

[40]) Vgl. z. B. Band III, S. 308, 463, 472. Der große Westgothenkönig Ataulf bekannte selbst, er habe anfangs den Plan gehegt, das ganze Römerreich zu stürzen und ein Weltreich seines Volkes zu errichten. Er habe aber den Plan aufgegeben, weil ihn reiche Erfahrungen belehrt hätten, daß sein unbändiges Volk noch nicht fähig sei, die hiefür erforderliche staatliche Disziplin zu ertragen, ja, nur dem Fehdegang entsagend, sich dem Richterspruch zu fügen. Seitdem habe er im Gegenteil all seinen Ruhm darin gesucht, durch die Kraft seines Volkes die Römerwelt neu zu heben und zu schützen, auf daß er, da er nicht der Vernichter Roms werden konnte, als der Wiederhersteller des Reiches in der Geschichte fortlebe. (Dahn I, 354.)

plowicz Recht damit, daß selbst die rohesten Barbaren nach Unterjochung der Schwächeren alsbald das Herrenvolk zu spielen vortrefflich verstanden hätten. Übrigens dürfte es vergebens sein, Chamberlains politische „Gedanken" enträtseln zu wollen. In seiner Wagnerbiographie faßt er Wagners politisches Bekenntnis und nach seiner Meinung auch „den stummen Willen der Volkheit, nämlich des ganzen germanischen Stammes" (S. 168) in die Worte zusammen: „Absoluter König — freies Volk.[41]) Sogar die konstitutionelle Monarchie sei ein „fremdartiger, undeutscher Begriff". Ob Chamberlain und sein gekrönter Gönner diesen Zustand im heutigen deutschen Reich erreicht sehen?

Ein besonderer Zug des germanischen Charakters wird oft in der Würdigung der Frau gesehen. Doch bei sehr vielen Naturvölkern nimmt die Frau eine angesehene Stellung[42]) ein, die selbst die bei den Germanen beobachtete noch übertrifft.[43]) Sehr häufig finden wir in der Völkerkunde uns an das Wort Tacitus erinnert: „Sie glauben, daß etwas Heiliges und Seherisches dem Weibe innewohne und verachten daher nicht ihren Rat, noch schätzen sie ihre Antworten gering."[44]) Die Veledas und Albrunas, Seherinnen, Priesterinnen und geweihte Frauen fehlen in kaum einer Rasse. Häufig ist der politische Einfluß der Frauen groß und ihre Mahnungen

---

[41]) H. St. Chamberlain, Richard Wagner, 1901, S. 167.

[42]) Zahlreiche Belege hiefür z. B. bei Spencer a. a. O., Band II, S. 328; bei Ploß, Das Weib in der Natur und Völkerkunde, 6. Auflage, 1899, II. Band, S. 446—472.

[43]) Im germanischen Recht nimmt die Frau eine mindere Stellung ein als der Mann. Ihr Wergeld ist meist bedeutend geringer, nur bei einigen Völkern genießt die noch gebärfähige Frau ein höheres Wergeld. (J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 1899, I. S. 557.) Bei den Redjang auf Sumatra hat die Frau ungefähr das doppelte Wergeld des Mannes. (Ratzel, Völkerkunde, 1894, S. 404, 413.) Im allgemeinen ist jedoch die Lage der Frau bei vielen Naturvölkern wenig günstig. Die größten Unterschiede hängen von wirtschaftlichen und natürlichen Umständen, hauptsächlich aber von der durch jene bedingten Familienorganisation ab.

[44]) Tacitus, Germania VIII. Die Scheu vor dem Weibe hängt wohl mit ihrem leichter erregbaren Wesen, ihrer Rolle als Erzeugerin des Lebens u. dgl. zusammen. Vgl. Belege bei Ploß a. a. O., S. 448 ff. Die religiöse Schätzung ist übrigens nicht immer mit der sozialen verbunden.

Bertillon hat entdeckt, daß dem germanischen Charakter eine Tendenz zur Ehescheidung innewohne. Er konstruiert nämlich eine Karte Frankreichs mit Angabe der Häufigkeit der Scheidungen in den einzelnen Départements und der Verbreitung germanischer Merkmale. Beide Tatsachen konzentrieren sich im sozial entwickelteren Nordfrankreich. Er erklärt den Zusammenhang so, daß der nichtgermanische Südfranzose sich zwar leichter erregt, sein Weib schlägt, bald aber wieder ruhig wird, während der schwerfällige germanische Nordfranzose seinen Groll bewahrt und den Ehekonflikt vor den Richter bringt!! (nach Ripley, the Races of Europe, 1900, pag. 519.)

werden sehr respektiert. Auch der Einfluß der germanischen Frauen auf die Schlachtreihe findet Gegenstücke. Die Kabylenweiber unterstützen selbst die Männer im Kampf, von den Hererofrauen berichtet Chapman: „Sie tun oft höchst verzweifelte Dinge im Kriege und auf der Jagd, um ihre Männer zu ermutigen oder zu beschämen.“ Josaphat Hahn erzählt, daß in einem der ersten großen Zusammenstöße mit den Namaqua nur durch Eingreifen der zuschauenden und im entscheidenden Moment ihren Männern zu Hilfe eilenden Hereroweiber und Jungfrauen der Sieg gewonnen ward. Dasselbe wird von Australiern u. a. erzählt. Die Frauen der Räther kämpften so verzweifelt gegen die Römer, daß sie ihnen, nachdem die Pfeile verschossen waren, ihre eigenen Kinder ins Gesicht schleuderten.

Bekanntlich war bei den Germanen Polygamie erlaubt, jedoch nur bei Reichen und Fürsten in Übung, was den allgemeinen Tatsachen entspricht. — Bei den Nordgermanen war die Polygamie häufiger. Tacitus hält dem römischen Sittenverfall das germanische Bild gegenüber, die strenge Ahndung und Seltenheit des Ehebruches, die späten Heiraten, das Fehlen der römischen Frivolität, (Kapitel XIX). Cäsar berichtet[45]), daß Geschlechtsverkehr vor dem 20. Jahr für schimpflich gehalten werde und trotz des gemeinsamen Badens und der häufigen Nacktheit die Begierden nicht gereizt würden.[46]) Uns kommt bereits manches weniger merkwürdig vor, als dem Südländer, in dessen Heimat das Geschlechtsleben früher und intensiver beginnt. Übrigens haben die Germanen auf dem Boden der Antike bald alle Laster angenommen, an denen die spätrömische Gesellschaft litt,[47]) und manches auch aus Eigenem entwickelt. Die Merowingerkönige und Prinzen hatten schon als unmündige Knaben je mehrere Konkubinen, was viel zu ihrer Degeneration beigetragen hat. Karl des Großen Töchter hatten, obschon keine

[45]) Cäsar, de Bello Callico VI 21.

[46]) Afrikareisende haben bemerkt, daß durch den häufigen Anblick der Nacktheit die Begierden auf die Dauer mehr gekühlt als gereizt werden. (Schneider, Die Naturvölker, 1886, II. Bnd., S. 432); weitere Beispiele für Sittsamkeit bei gänzlicher Nacktheit, gemeinsamen Baden u. dgl. gibt Waitz, Anthropologie der Naturvölker. I. Bnd., 1877, S. 356 ff.

[47]) Vgl. Adelung S. 300: „Es war also die Enthaltsamkeit, welche manche Schriftsteller an den Vandalen, Sachsen und anderen Deutschen priesen, nicht Tugend, sondern Natur. Andere Völker waren hingegen in diesem Stücke ebenso Barbaren, als in allen übrigen, und wie sehr sie alle, als sie in den römischen Provinzen mehr Reize bekämen, in der Wohllust und Unkeuschheit aller Art ausschweiften, ist bekannt. Noch in der Folge mußte man die strengsten Gesetze selbst wieder die Sodomiterei geben.“ Vgl. Procopius bell. Got. IV. 14.

verheiratet war, mehrere Kinder, ohne daß dies Anstoß erregte. Der Ehebruch war überhaupt nur der Frau verwehrt, der Mann wurde nicht beschränkt, uneheliche Kinder waren den ehelichen von allem Anfang gleichgestellt. Die Sittsamkeit war also das Produkt einer bestimmten Kulturstufe, nicht des Rassengeistes als solchen, und war überhaupt nicht ganz das, was wir dafür ansehen. Eine wahre Gleichberechtigung der Frau auf sexuellem Gebiete, Anspruch auf Treue des Mannes hat erst das Christentum gebracht, weshalb bei Germanen wie anderen Naturvölkern überall die Frauen zu seinen kräftigsten Förderern gehören. Sittlichkeit und Strenge der Ehe werden bei sehr vielen selbst niedrigen Rassen bewahrt. Man muß diese Begriffe scheiden. Es kommt vor, daß der Ehebruch der Frau auf das Schärfste geahndet wird, dabei aber der Mann unbedenklich seine Frau verleiht und auch sonst Unsittlichkeit herrscht. In diesem Fall ist es nicht die Tugendbegeisterung, sondern der Eigentumsfanatismus[48]) des Mannes, der den Ehebruch der Frau für einen Eingriff in seinen Besitz ansieht, was die strenge Auffassung hervorruft. Die Frau wird ja auf diesen Kulturstufen meist gekauft (auch bei den Germanen in einer früheren Epoche) und gehört zum Vermögen des Mannes. Doch sind beide Umstände auch sehr häufig vereinigt. Westermarck[49]) zählt eine große Menge von Naturvölkern auf, deren Sittlichkeit sehr streng ist und oft über das von den Germanen Berichtete hinausgeht. Häufig wird der Verführer mit der Verführten getötet, die Jünglinge werden strenge von den Mädchen ferngehalten u. s. w. Man hat gesagt, daß die Sittlichkeit der Neger im umgekehrten Verhältnis zur Vollständigkeit ihrer Kleidung stehe, so daß die Nacktesten die Sittsamsten seien und umgekehrt. Auch aus anderen Rassen wird dies belegt. In eingehendster Weise zeigt Westermarck den ungünstigen Einfluß der Berührung mit den Europäern auf die Sittlichkeitsbegriffe der Wilden. (S. 61 ff.) Wir finden also nicht, daß die Germanen hierin einen ihrer Rasse allein eigentümlichen Zug ausgeprägt haben.

Das Familienleben der Germanen unterschied sich nicht von dem anderer Naturvölker. Ein häufig geübter Brauch bei vielen Völkern war es, die alten und schwachen Leute zu töten. Es

---

[48]) „Wenn der Deutsche den Ehebruch so hart strafte, so geschah es nicht aus Haß gegen das Laster, sondern aus Rache wegen verletzten Eigentums; denn sein Weib war seine erste Leibeigene". (Adelung a. a. O., S. 295.)

[49]) Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe, 1893., S. 56 ff. Vgl. ferner Ratzel I., S. 253, 255, 460 u. s. w.

geschah durch Ersäufen, Erschlagen, Lebendigbegraben, und fand wohl meist mit Zustimmung der Alten selbst statt. Grimm, der für die Germanen diesen Brauch mit zahlreichen Quellenstellen belegt hat[50]), bringt auch Analogien aus verschiedenen anderen Rassen[51]). Selbst bei den Römern hatte sich die Erinnerung an die Vätersitte erhalten. Bei den Slaven Niederdeutschlands erhielt sie sich durch das ganze Mittelalter bis an die Grenze der Neuzeit. Noch 16 6 berichtet Zeiller: „Es ist ein ehrlicher Brauch im Wagerlande gleichwie in anderen Wendenlanden gewesen, daß die Kinder ihre altbetagten Eltern, Blutfreunde und andere Verwandten, auch die so nicht mehr zum Kriege oder Arbeit dienstlich, ertöteten, darnach gekocht und gegessen, oder lebendig begraben, derhalben sie ihre Freunde nicht haben alt werden lassen, auch die Alten selbst lieber sterben wollen, als daß sie in schwerem, betrübtem Alter länger leben sollen. Dieser Brauch ist lange Zeit bei etlichen Wenden geblieben, insonderheit im Lüneburger Lande.“ Mancher Patentgermane aus dem lieblichen Pommern möge also nicht gar zu ungnädig auf unsere schwarzen Brüder blicken, die die „ehrliche“ Nationalsitte seiner nicht allzulang verstorbenen Vorfahren bewahrt haben! Diese Sitte hängt übrigens mit dem schon früher erwähnten Glauben an ein sofortiges Weiterleben im Jenseits zusammen. Es mußte dem alten Krieger viel verlockender sein, in Walhall ein neues Freudenleben zu beginnen, als die ihm sonst drohende Sklavenarbeit in Haus und Feld zu leisten.

Die Lebensweise der Germanen war sehr einfach. Wenn nicht ein Krieg erwünschte Abwechslung bot, lagen sie auf der Bärenhaut. Körperliche Arbeit verachteten sie, selbst die Jagd war nach Tacitus nicht beliebt — dem widerspricht jedoch Cäsars Bericht, der freilich andere Stämme und eine frühere Kulturstufe schildert als Tacitus. Die Haus- und Feldarbeit wurde ganz den Weibern, Greisen, Schwächlingen und Sklaven überlassen. Die Männer verbrachten ihr Leben in göttlicher Faulheit mit Schmausen, Zechen und Spielen. Ein ziemlich weiter Abstand trennt unsere heutigen Germanen von damals. Niemand wird behaupten, daß der Rassencharakter des Yankee diese Züge aufweist. Als besondere Eigenheiten hebt Tacitus die unmäßige Trinklust und die Spielsucht hervor,

---

[50]) Vgl. Jakob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 4. Aufl., 1899, I. Bnd., S. 669—674.

[51]) Vgl. ferner Schneider, Die Naturvölker, 1885, I. Bnd., S. 213 ff.

wobei die Worttreue so weit gehe, daß oft Spieler, die sich selbst verspielt haben, sich ohne Zögern in die Knechtschaft begeben. Gerade die letztgenannten Züge sind keiner Rasse der Welt fremd. Bei Malayen, Polynesiern, Indianern u. a. kostet das leidenschaftliche Spielen dem Spieler oft die Freiheit seiner Person und seiner Familie. Die entsetzlichen Verheerungen des Alkohols unter Indianern, Australiern, Negern, den Sibiriern u. s. w. lassen schließen, daß der „große Durst“ keine ausschließlich germanische Eigenschaft ist. Den Grund der Trunksucht speziell bei den Nordländern setzt Grotjahn gut auseinander: „Der schwerfällige Nordländer, der den größten Teil seiner Zeit in geschloßenem Raum oder unter einem unwirtlichen Himmel zubringen muß und nur wenige erfreuliche Eindrücke aus der ihn umgebenden Natur sammeln kann, hat ein größeres Bedürfnis, sich auf künstlichem Weg Euphorie zu verschaffen, als der im steten Verkehr mit seinesgleichen unter freiem Himmel lebende Südländer, dessen leicht erregbares Gemüt nicht erst eines Stimulus bedarf, um in eine genußfrohe Stimmung zu kommen.“[52]) Im allgemeinen sind daher die Südländer im Trinken viel mäßiger als die Nordländer, denen sie dafür im Sexualleben vorkommen. Seit jener Zeit ist unser Land lichter und freundlicher geworden, die Lebensbedürfnisse haben sich vervielfältigt und verfeinert, das wissenschaftliche, künstlerische, politische Leben hat neue Ideale geschaffen, deren Kampf die Zeit erschüttert — und noch immer suchen Tausende Jünglinge, denen der höchste Grad der Bildung als Ziel gesetzt ist, ihre Befriedigung im Rausche, dem ärmlichen Notbehelf des Wilden, und beschönigen ihre Rohheit mit dem „ererbten“ Rassencharakter, der den „großen Durst“ bewirken soll! Gerade in den am reinsten germanischen Ländern (Skandinavien und die angelsächsische Welt) hat die Abstinenzbewegung im Laufe weniger Jahrzehnte die großartigsten Erfolge errungen, so daß der Rassencharakter doch nicht so konstant zu sein scheint. In diesen Siegen bewährte sich echte Nationalbegeisterung, nicht in dem stupiden und verlogenen Anklammern an das Laster der Barbarenzeit.

Eine kleine Analogie finden wir auch bezüglich der Art des Kampfes. Tacitus berichtet, daß die Flucht nicht als schimpflich gelte, wohl aber der Verlust des Schildes dabei. Dasselbe gilt auch bei den Zulus.

---

[52]) Vgl. Grotjahn, Der Alkoholismus nach Wesen, Wirkung, Verbreitung, 1898. S. 178.

Selbst das Skalpieren (Capillos et cutem detrahere. capillos cum ipsa capitis pelle detrahere) war den Germanen nicht unbekannt, die Franken übten es noch 879, die Slaven im 10. Jahrhundert (Adelung). Menschenopfer waren allgemein in Gebrauch, selbst die christlichen Germanen fielen noch darauf zurück, vor allem wurden die Kriegsgefangenen geschlachtet. Die Gallier sollen übrigens erst durch die Römer des Menschenfressens entwöhnt worden sein und bei den Schotten erhielt es sich noch viel länger.

Den Raub, sagt Cäsar, hielten sie für keine Schande. Damit stimmt die Anschauung vieler Völker überein. Noch in den neueren Zeiten galt ein Schaf stehlen bei den Bergschotten für ehrlos, aber nur wegen der Geringfügigkeit des Gegenstandes, eine Kuh rauben war anständig und hundert Kühe rauben adelig.

Eine sehr merkwürdige Entdeckung über den Zusammenhang von Wissenschaft und Religion mit dem Rassencharakter der Germanen teilt uns Chamberlain mit. (S. 938.)[53]) „Wissenschaft ist die von den Germanen erfundene und durchgeführte Methode, die Welt der Erscheinung mechanisch anzuschauen; Religion ist ihr Verhalten gegenüber demjenigen Teil der Erfahrung, der nicht in die Erscheinung tritt und darum einer mechanischen Deutung unfähig ist." Unser Stolz zwingt uns, Einspruch gegen das fortgesetzte Streben dieses Schriftstellers zu erheben, als den Hauptzug des germanischen Charakters, den er urpsuiert, den lächerlichsten Größenwahn erscheinen zu lassen! — Übrigens verdient er kaum, ernst genommen zu werden. Auf Seite 790 zitiert er „Julius Sachs, den berühmten Botaniker", um ihm auf derselben Seite das Zeugnis auszustellen, eine seiner botanischen Auffassungen sei eine Folge „seines beschränkten, charakteristisch jüdischen Gesichtskreises". — Auf den folgenden Seiten wird als ein besonderer Vorsprung der germanischen Denkweise die intuitive Phantasie gepriesen. Die jüdischen Gelehrten sollen sie ebenso vermissen lassen, wie die Grundlage der strengen Erfahrung und die Folgerung der Beschränktheit unserer Erkenntnis. Als Beispiele von „phantasiebegabten, schöpferischen Männern" (S. 805), nennt er: Haeckel, Wiesner und Weismann. Davon ist Wiesner, dem

[53]) Vgl. auch 776 ff. Tatsächlich spricht Chamberlain wiederholt von germanischer Philologie, Chemie, Mathematik 2c., wenn er auch die Wortzusammenstellung selbst vermeidet. (S. 782/6.)

auch Chamberlains ganzes Werk[54]) gewidmet ist, bestimmt Jude, und Weismann ist es nach den Versicherungen mehrerer Gelehrten der Abstammung nach höchstwahrscheinlich. An anderer Stelle tut Chamberlain Heinrich Hertz, dessen Judentum er nicht zu kennen scheint, die Ehre, neben Galilei genannt zu werden. Doch lassen wir diese Skurrilitäten.

„Echte germanische Kunst ist naturalistisch; wo sie es nicht ist, ist sie durch andere Einflüsse aus ihrem eigenen, geraden, in den Rassenanlagen deutlich vorgezeichneten Wege hinausgedrängt worden.“ (S. 990.) Bekanntlich hört man die Behauptung, der Naturalismus in der Kunst sei eine teuflische jüdische Erfindung, der Germane sei „idealistisch“, öfter. Natürlich ist beides öde Phrase. — Ein „Charakteristikum des germanischen Geistes“ ist das „Vorwiegen der musikalischen Begabung“. (977.) Die Germanen sind die „musikalischeste Rasse der Erde“. (985.) Eine seltsame Tatsache fällt uns jedoch auf, für die wir keine Erklärung geben können. Seit Jahrhunderten sind die Engländer musikliebend, suchen sie die besten Musiker und größten Tondichter in ihr Land zu ziehen, auch an germanischem Geblüt dürfte es ihnen nicht fehlen, der keltische Zusatz gehört einer ebenfalls überaus „musikalischen Rasse“ an — trotzdem hat wohl kein Kulturvolk so wenig in der Musik geleistet als die Engländer. Die Namen dritten Ranges, die wir kennen, sind fast alle fremder Herkunft, unter spezifisch „englischer“ Musik verstehen wir Deutsche die Negermelodik der Music-halls.

Den Gipfelpunkt der germanischen Tonkunst sieht Chamberlain in Wagner. Es ist seltsam, daß nicht nur Wagner, sondern auch Gluck, Beethoven und andere deutsche Meister früher seitens der Franzosen Anerkennung und Bewunderung erfuhren, als seitens ihrer Stammesgenossen.[55]) Zu den festesten Stützen des Wagnerkults gehören übrigens heute die Juden, die wohl schon Nietzsche an einer berühmten Stelle im Auge hatte,[56]) wo er Wagner den

---

[54]) Die Widmung an Wiesner lautet: „In Verehrung und Dankbarkeit zugleich als Bekenntnis bestimmter wissenschaftlicher und philosophischer Überzeugungen.“ Wiesner bewies, daß Dankbarkeit auch bei Juden vorkommt, indem er der philosophischen Fakultät Wien den Antrag auf Verleihung des Ehrendoktorats an Chamberlain stellte, doch war diese zu Prostitution nicht geneigt.

[55]) Vgl. Chamberlain, Richard Wagner, 1901, S. 95 ff.

[56]) In den aus seinem Nachlaß veröffentlichten Aphorismen heißt es: „Wagner hat noch einmal den französischen Geschmack zum Übergewicht über den italianisierenden gebracht, aber es war der Geschmack Frankreichs von 1830; die Literatur Herr geworden über die Musik wie über die Malerei. Wie viel

deutschen Charakter abstreitet. Siegfried und Elsa haben heute beinahe denselben Klang, wie vor Wagner Moritz und Jakob und in mancher Familie findet sich ein Sprung von den Patriarchen Kanaans in die Mythologie Germaniens.

Häufig wird gerade in neuerer Zeit die Behauptung vertreten, den Germanen entspreche eine besondere mystische, antirationalistische Auffassung des Christentums, die sie von allem Anfang zu Gegnern der römischen Theokratie gemacht habe und mit einem lebhaften Unabhängigkeitsstreben verbunden sei. Den Arianismus erklärt man für die erste protestantische Regung, obwohl gerade er die am Katholizismus verworfenen „ungermanischen" Elemente besonders stark ausprägte.

Der Begründer der modernen kirchengeschichtlichen Forschung charakterisiert diese Richtung folgendermaßen.[57]) „Der Arianismus ist in seiner letzten Konsequenz der entschiedenste Rationalismus, welcher in seinen abstrakten Verstandesbegriffen und Kategorien das objektive Wesen der Dinge selbst zu haben glaubt. Die Religion ist ihm daher vor allem ein bloßes Wissen und es muß für ihn alles, was sich auf das Verhältnis Gottes und des Menschen bezieht, klar und durchsichtig sein. Er ist der Feind von allem Mystischen und Transzendenten, von allem, was sich nicht dialektisch definieren und auf bestimmte Begriffe bringen läßt. Da es für ihn keine reale Gemeinschaft Gottes und des Menschen gibt, Gott und Mensch dem Wesen nach dualistisch von einander getrennt sind,

---

Wagnerisches ist doch an dieser französischen Romantik! Auch der hysterisch-erotische Zug, den Wagner am Weibe besonders geliebt und in Musik gesetzt hat, ist am besten gerade in Paris zu Hause, man frage nur die Irrenärzte. Den eigentlichen deutschen Wagner gibt es gar nicht; ich vermute, der ist die Ausgeburt sehr dunkler deutscher Jünglinge und Jungfrauen, welche sich mit dem Dekret, daß Wagner ein deutscher Künstler sei, selbst verherrlichen wollen". Und im „Fall Wagner":

„Ist das noch deutsch?
Aus deutschem Herzen kam dies schwüle Kreischen?
Und deutschen Leichen?
Deutsch ist dies Priester-Händespreizen?
Dies weihrauchdüftelnde Sinne-Reizen?
Und deutsch dies Stock
Dies ungewisse Bimbambaumeln?
Dies Nonnen-Aeugeln, Ave-Glocken-Bimmeln,
Dies ganz verzückte Himmel-Überhimmeln?
Ist das noch deutsch?
Erwägt! Noch steht ihr an der Pforte: —
Denn was ihr hört, ist Rom — Roms Glaube ohne Worte!"

[57]) Vgl. Ferd. Baur, Geschichte der christlichen Kirche, 2. Ausgabe, 1863. II. Band, S. 99.

so kann der Inhalt der Religion, soweit er nicht rein theoretisch ist, nur darin bestehen, daß der Mensch den Willen Gottes kennt und befolgt." Wort für Wort glaubt man Chamberlain über die Semiten reden zu hören.[58]) Die Annahme des Christentums seitens der Germanen überhaupt und der einzelnen Richtungen im besonderen hat mit tieferen religiösen Gründen gar nichts zu tun. Politische und wirtschaftliche Gründe sind ausschlaggebend. Chlodwig verspricht in der Schlacht, katholisch zu werden, wenn ihm der Christengott Sieg verleihe. Er und seine Nachfolger sprechen bei jeder Schenkung oder Begünstigung der Kirche die materiellen Beweggründe mit der größten Offenheit aus. Der Westgothenkönig Rekared erklärt aufrichtig, aus irdischen (politischen) Gründen den Arianismus mit dem Katholizismus zu vertauschen. Dem großen Deutschenapostel Wilfried gelingt die Bekehrung Frieslands; „denn, sagt die treuherzige Quelle, das Jahr war zur Zeit seiner Ankunft mehr als gewöhnlich ergiebig an Fischfang und fruchtbar in allen Dingen und die Heiden führten das zurück auf denjenigen Gott, welchen der Fremdling verkündete." — Die einen lockte die Aussicht des jenseitigen Lebens, andere persönliche Gründe. „Keiner deines Volkes hat den Göttern eifriger gedient als ich", sagt der Priester Coifi,[59]) und doch sind viele begünstigter und glücklicher. Wären diese Götter für irgend etwas gut, so würden sie ihren Anbetern helfen." Dann sprang er aufs Pferd, schleuderte einen Speer in den heiligen Tempel zu Godmanham und nahm mit allen übrigen des Witenagemot von Northumbrien die Religion des Königs an. Die Könige wurden häufig durch ihre Frauen bekehrt, denen die neue Religion eine festere und würdigere Stellung gewährte, als das Heidenthum.[60]) Ein großer Teil der Germanen mußte mit dem Schwert zum Christentum gezwungen werden. Karl des Großen Sachsenbekehrung bediente sich aber auch im weitesten Maße der Bestechung des Adels mit Land, so daß ein Zeitgenosse meint: „Mehr Sachsen hat die Bestechung als das Schwert gewonnen." — Dieselben Motive kehren überall wieder,[61])

---

[58]) Auch an Intoleranz stand der Arianismus dem Katholizismus nicht nach.

[59]) Vgl. Green, Geschichte des englischen Volkes, 1889, I. S. 25.

[60]) Vgl. die Belege zu dem Angeführten bei Dahn, Urgeschichte, I. 390, II. 403, III. 44, 50/1, 60, 63, 644, 701, 725/7, 772/3 u. s. w. IV. 143, 180.

[61]) Chamberlein erzählt (749): „Keiner war so geschaffen, diese göttliche Stimme zu vernehmen wie der Germane — und das ganze germanische Volk greift gleich zu den Worten des Evangeliums, jedem blöden Aberglauben (die Geschichte des Arianismus bezeugt es) abhold" — Dagegen spottet Dahn über

von irgend einem mystischen „Sehnen der Germanen nach Erlösung", wie es eine Modeeinrichtung nennt, ist keine Spur.

Die Reformation heißt Chamberlain „eine Empörung der germanischen Seele gegen ungermanische Seelentyrannei". Es ist sehr fraglich, ob von Katholiken oder Protestanten mehr an Seelentyrannei geleistet wurde, wenn man die verschieden lange Existenz der Bekenntnisse berücksichtigt. Buckle sagt, die Priesterknechtschaft der schottischen Presbyterianer lasse sich nur mit spanischen Zuständen vergleichen. Der Sieg des Protestantismus war überall durch soziale und politische Momente bedingt. Die Reformationsgedanken waren in den romanischen Ländern viel älter und weitgehender als in den germanischen, doch fehlte der soziale Boden. In Deutschland, England, Schottland, Schweden u. s. w. waren die weltlichen Machthaber viel schneller dabei, die reichen Kirchengüter einzustecken, als sich mit theologischen Argumenten zu beschweren. Besonders in Deutschland besorgten die übermächtig entwickelten Landesfürsten dieses Geschäft aufs Gründlichste, der Kaiser hatte gar nicht die Macht, ihnen zu wehren. — In England wurde die Reformation von einem König keltischen und französischen Blutes durchgeführt, aus dem Grunde, weil der Papst eine Ehescheidung des Königs verweigerte und dieser dabei eine gute Gelegenheit sah, nicht nur seine Geliebte durch eigenen Machtspruch heiraten zu können, sondern auch seinen politischen Absolutismus durch den religiösen zu stärken. Im Glauben blieb er orthodox katholisch und hatte so wenig Sympathie mit dem Protestantismus, daß er an König Ludwig von Bayern schrieb, er solle Luther samt seinen Schriften verbrennen.[62]) Die falsche Politik der Päpste förderte geradezu diesen Verlauf. Klemens VII. nahm durchaus keinen aufrichtigen Anteil an dem Kampf gegen die Fortschritte des Luthertums. Er fühlte sich mehr als italienischer Fürst, denn als Oberhaupt der Christenheit. Aus politischen Gründen bekämpfte er Karl V., die stärkste Säule des Katholizismus in Deutschland, und nö-

---

die „Phrasen der Theologen" von der „inneren Sehnsucht der Germanen nach der Erlösung" — „sie haben sich vielmehr, was die Regel, die große Menge angeht, ganz verzweifelt und bis zum Tode kämpfend dawider gewehrt." (III. 773.)

[62]) Vgl. die treffende Polemik gegen die Annahme eines Zusammenhanges zwischen Protestantismus und Germanentum bei Robertsohn, The Saxon and the Celt, 1897, S. 95 ff, S. 143 ff.

tigte ihn dadurch, in seinem Lande die Ketzer gewähren zu lassen. Als der Papst besiegt war, mußte er aus Gefälligkeit gegen den Kaiser die Scheidung Heinrichs VIII. von Katharina, einer Tante Karl V., verweigern und bewirkte dadurch den Abfall Englands. Die Politik Klemens VII. begünstigte überall die Gegner der Kirche. Ja noch mehr. Nachdem er infolge seines Bündnisses mit dem Kaiser der Kirche eine schmerzliche Wunde durch Englands Loslösung zugefügt hatte, wandte er sich von neuem gegen den Kaiser und suchte durch die Vermittlung des französischen Königs bei den deutschen Protestanten ein Bündnis gegen Karl V. nach! Der letztere mußte nun ebenfalls um die Gunst der Lutheraner buhlen. Diese Umstände bewirkten den Nürnberger Religionsfrieden und den raschen Aufschwung der Reformation in Deutschland.[63]) Auch im folgenden sehen wir aberall politische Gründe, die mit dem Rassengeist nicht das mindeste zu tun haben, den Fortgang der Bewegung bedingen. Dazu kam die rückständige soziale Lage Deutschlands. In Frankreich hatten die Bauern und Bürger mit Hilfe des Königtums die Macht des wirtschaftlichen Feudalismus gebrochen, sich selbst zu Freiheit der Person und des Eigentums hinaufgearbeitet. Als nun der Adel auch hier die Reformation für seine Zwecke ausnützen wollte, warfen ihn König und dritter Stand nieder.

In Deutschland entfesselte die Reformation die soziale Revolution, doch kein deutscher Kaiser half den verzweifelten Bauern, um mit ihrer Kraft sich des verderblichen Landesherrentums zu entledigen. Die Bauern ergriffen selbst die Fahne der Reformation, ihre sozialen Bestrebungen wurden von den Fürsten in Blut erstickt. Der Protestantismus siegte.

Was aber hat mit all' diesen Dingen der Rassengeist zu tun?

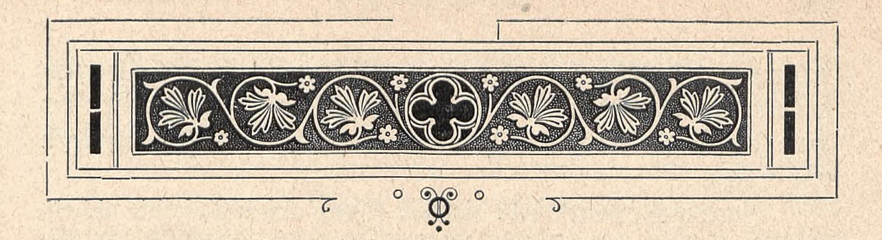
Fassen wir zusammen: Es fällt uns nicht ein zu leugnen, daß den germanischen Völkern die vortrefflichsten Eigenschaften zukommen, die sie unbestritten an die Spitze der großen Kulturrassen stellen, wobei freilich das reiche Erbe des Altertums, die fremden Einwirkungen von außen und die unschätzbare Mitarbeit zahlloser der Abkunft nach „ungermanischer" Elemente im Innern nicht vergessen werden dürfen. Doch all dies ist geworden, in mühsamer

---

[63]) Nach Philippson, Westeuropa im Zeitalter von Philipp II. Elisabeth und Heinrich IV, 1882, S. 11. —

Kulturarbeit errungen. Nur Torheit kann in allem Trefflichen „germanisches“ Erbe, in allem Schlechten fremden Einfluß erblicken. Die speziell für germanisch ausgegebenen Charakterzüge der Urzeit erwiesen sich schließlich als solche, die bei allen Naturvölkern auf gleicher Entwicklungstufe auftreten und zwar in der verblüffendsten Ähnlichkeit mit jenen.





Sonnenthal als „König Lear" im Vergleiche zu Rossi und Zacconi.

Von **Ludwig Sendach.**

Das im Herbste 1897 absolvierte Gastspiel des Cavalliere Ermete Zacconi war von außerordentlichem Erfolge begleitet und wurde von der Publizistik voll gewürdigt. Auch wir haben bei diesem Anlasse die Überzeugung gewonnen, daß Zacconi ein bedeutender Schauspieler ist.

Warum wir heute auf dieses Gastspiel zurückkommen? Weil wir seither auch Adolf von Sonnenthal in der Rolle des „Lear" gesehen haben, in einer Rolle, in welcher Zacconi und einige Jahre vor ihm Ernesto Rossi Triumphe feierte. Und uns dünkt, die Auffassung der Rolle seitens Rossis sei glücklicher gewesen, als jene von Seite Zacconis, weshalb wir auch auf den „Lear" Rossis zurückgreifen. Wie sich Sonnenthals „Lear" zum „Lear" der beiden anderen Tragöden stellt, wollen wir nach Charakterisierung der zwei Italiener untersuchen, ohne indes auf jene Verschiedenheiten der Auffassung und der Wiedergabe einer Rolle, die sich nur aus der Verschiedenheit der Nationalität der Darsteller ergeben, einzugehen.

Der „Lear" Zacconis — ein Muster- und Meisterstück hypernaturalistischer Darstellung — ist so packend und anscheinend so konsequent durchgeführt, daß wir unser Urteil über diese an sich bedeutende schauspielerische Leistung mit wenigen Worten der An-

erkennung erschöpfen könnten, wenn wir zugleich unsere Überzeugung dahin abzugeben vermöchten, der „Lear" Zacconis sei der Held des Shakespeareschen Trauerspiels. Aber das eben vermögen wir nicht.

Zacconis „Lear" stellt sich bei seinem ersten Auftritte als ein physisch völlig kraftloser, geistesschwacher, eigensinniger, uralter Mann dar, der auf seinem Scheitel eine Krone trägt, mit unsicheren Schritten auf die Szene trippelt und die Stufen des Thrones mit sichtlicher Mühe hinansteigt. Bevor er noch ein Wort spricht, drängt sich uns der Gedanke auf, daß dieser König es nicht nötig habe, abzudanken, da er schon jetzt nur mehr ein Schattenkönig ist. Was er aber spricht, oder besser, wie er die Shakespeareschen Verse in der ersten Szene spricht, ist vollends geeignet, diesen König als ganz und gar abgetan erscheinen zu lassen.

Dachte sich Shakespeare die Person Lears wirklich so? Konnte er darauf rechnen, mit dieser Jammergestalt die von ihm beabsichtigte Wirkung zu erzielen? Kann dieser in die Hochflut wildempörter Leidenschaften hineingestellte, infolge seiner Körper- und Geistesschwäche völlig hilflose Greis auf ein Interesse an seinem ferneren Schicksal in Wahrheit noch giltigen Anspruch erheben? Ist endlich dieser Lear all dem Ungemach, das fünf Akte lang mit wachsender Wucht über ihn hereinbricht, auch nur physisch gewachsen? Muß er nicht vielmehr spätestens in der Gewitternacht dem Ansturm der entfesselten Elemente erliegen?

Aber gesetzt, er erreicht das ihm vom Dichter gesteckte Ziel, erst an Cordelias Leiche zu sterben, wird das tragische Schicksal dieses Lear die tiefsten Tiefen unserer Seele aufzuwühlen vermögen? Nimmermehr! Wir werden diesen Lear aus Menschlichkeit beklagen, daß er — ehe sein durch das vorgerückte Stadium der Paralyse stumpf gewordener Geist völlig abgestorben ist — so schweres Unglück erleiden muß, aber uns zugleich mit dem Gedanken beruhigen, daß er dieses Unglück auch nur annähernd zu fassen, die geistige Fähigkeit nicht mehr hat.

Zacconi vergreift seine Rolle eben schon in der allerersten Szene, weil er — während doch Shakespeares Lear keinen Augenblick Paralytiker ist — schon im Anbeginn einen schwachsinnigen Greis auf die Bühne stellt, dessen vegetierendes Seelenleben nach der feststehenden fachmännischen Erfahrung gewiegter Psychiater durch keine noch so mächtige Einwirkung zu jener geistigen Energie

aufgestachelt werden kann, zu welcher Zacconis Lear sich in den folgenden Szenen — und hier allerdings nach den Intentionen Shakespeares — erhebt.

Bei scharfer psychologischer Überprüfung der Darstellung Lears durch Zacconi kommt man zur Überzeugung, daß die unbestritten überwältigenden Momente derselben, so groß sie an sich sind, unrichtig angebracht erscheinen, weil eben an einem von Anbeginn geistig ganz verlorenen Greise alle Phasen der Geisteskrankheit zur Anschauung gebracht werden, welche nur bei einem Wahnsinnigen im eigentlichen Wortverstande, das ist bei einem Menschen möglich sind, dessen Geist verwirrt, gestört, krank, aber weder schwach noch stumpf ist. Wer einmal dort angelangt ist, wo Zacconis Lear schon beim Beginne des Stückes steht, kann solche lichte Augenblicke, wie sie Shakespeares Lear im Verlaufe des Stückes wiederholt haben muß und Zacconis Lear trotz seiner habituellen Paralyse, also ohne jede psychologische Berechtigung, wirklich hat, nicht haben.

Wenn nun aber bei der Darstellung Lears durch Zacconi der Zuschauer gleichwohl unter dem Eindrucke großer Momente den Atem anhält, so ist er dabei das Opfer einer großen Täuschung, da diese großen Momente eben nicht dem kleinen, armseligen, geistesschwachen Lear Zacconis angehören, sondern dem großen, geistvollen, aber aus der Rolle gefallenen Darsteller Zacconi, dessen Spiel unleugbar so manche an sich große Momente aufweist.

Zacconis Kunst oder besser sein Können ist eben so bedeutend, daß dieser Schauspieler uns hinreißt und überwältigt, wo er uns nicht überzeugen kann, wie er es wieder zustande bringt, daß wir uns überzeugt halten, wo er uns nur geistreich und virtuos hinters Licht geführt hat.

Abgesehen von dem nach unserer Ansicht viel zu weit gehenden Verismus seines nervenfolternden Spieles — wir erinnern nur an die raffiniert-peinliche Szene an Cordelias Leiche — würde Zacconi eine weit höher zu stellende Leistung bieten, wenn er Lear in gar keinem Momente, am allerwenigsten in der ersten Szene des ersten Aktes als geistesschwach hinstellte. Dann würden alle jetzt an sich packenden Szenen — weil psychologisch begründet — einen unvergleichlich mächtigeren Eindruck üben. Sie würden eben die verschiedenen Phasen eines sich immer mehr verwirrenden, nur zeitweilig sich zur Klarheit aufraffenden Geistes wiedergeben, und alle Szenen, in welchen der Lear Zacconis jetzt immer wieder

— mit einer unvermeidlichen Monotonie — in den vom Anbeginn als habituell angenommenen hilflosen Zustand zurückfällt, (aus welchem er im wirklichen Leben sich gar nie zur Klarheit emporringen könnte) würden dann als Momente geistiger Depression und seelischer Erschöpfung unendlich mehr wirken und für die elementaren Ausbrüche der Leidenschaft und die Anfälle des Wahnsinnes eine psychologisch begründete Folie abgeben können. Zugleich würde bei dieser modifizierten Auffassung die Möglichkeit geboten werden, die tragische Schuld Lears zu betonen, während sie bei einem aus Geistesschwäche unvernünftig handelnden Lear völlig ausgeschlossen erscheint.

Endlich erleidet der Lear Zacconis dadurch eine starke Einbuße seiner Wirkung, daß er in seinem Wesen nichts Königliches hat, sondern tief unter der Sphäre, in der sich ihn Shakespeare naturgemäß dachte, als unbedeutender Mensch durch das Stück irrt, ohne auch nur mit einem Zuge daran zu erinnern, daß er einst ein König war. Bei Shakespeare ruft Lear in einem Momente völliger Verwirrtheit, in welchem er nicht zu fassen vermag, was aus ihm geworden ist, während zugleich Glosters Wort: „Ist's nicht der König?" wie eine höhnende Apostrophe an sein Ohr klingt, mit stolzem Selbstgefühl aus: „Ja! jeder Zoll ein König!" Diese tragische Selbstironisierung braucht aber für den Darsteller durchaus nicht bestimmend zu sein, Lear so zu geben, daß diese Worte das ganze Stück hindurch als Ironie ihre volle Berechtigung haben. — —

Wie anders ist der „Lear" Ernesto Rossis!

Wir sahen Rossi in dieser Rolle im Jahre 1891 und noch heute — nach dreizehn Jahren! — steht jedes Detail seiner groß angelegten Leistung vor unserem geistigen Auge und wird uns unvergeßlich bleiben. Und dennoch: Ist Rossis „Lear" unanfechtbar? Wir glauben nicht. Aber Rossis „Lear" ist unbestreitbar ein Kunstwerk, das mit Kunststücken und Virtuosentum nichts gemein hat.

Rossi hat nach unserer Ansicht Shakespeares „Lear" zwar nicht kongenial interpretiert, aber die Rolle auch nicht direkt vergriffen. Er hat nur — will uns scheinen — die Tragik, die in Lears Schicksal liegt, nicht aus Mangel an großen inneren und äußeren Mitteln, an welchen er ja ein Krösus war, sondern nur aus dem Grunde nicht voll zum erschütternden Ausdruck gebracht, weil er seinen Lear zu früh geisteskrank sein läßt.

Rossis Lear zeigt schon in der ersten Szene unverkennbare Spuren drohenden Wahnsinns. Dies geht aus dem Gesamtbild seiner Erscheinung hervor. Dieses Gesamtbild läßt aber an seiner Auffassung keinen Zweifel aufkommen, da dieser große Menschendarsteller jedem Blicke, jeder Nüance seiner unermeßlichen Ton- und Gefühlsleiter, ja einer Pause zwischen zwei Worten, einem gespielten Gedankenstrich, eine Sprache zu geben wußte, die niemals mißverstanden werden kann.

Rossi hat in der Tat den Lear schon in der Auftrittsszene als in der Seele angekränkelt dargestellt. Das besagt der sonst grundlos hastige Schritt, mit welchem dieser gleichwohl würdevoll schreitende Kronenträger unter die Versammelten tritt; das besagt der durch die Situation nicht gerechtfertigte unruhige, unstäte Blick, der gleichwohl in königlicher Hoheit strahlt; das besagt die durch den Moment nicht motivierte Sensibilität des Greises, der gleichwohl in seiner imposanten Überlegenheit Ehrfurcht gebietet, in einer Überlegenheit, wie sie nur wahrer Größe innewohnt, auch dann innewohnt, wenn die Größe zusammenbricht, auch dann innewohnt, wenn die Größe gefallen ist.

Da Rossi aber den schon in der Eingangsszene nicht normalen Lear so spielt, daß die Krankheit der Seele äußerlich nur durch eine gewisse nervöse Unruhe, Ungleichmäßigkeit des Redeflusses und vereinzelte irre Blicke angedeutet wird, so vermag die sich nur hie und da kaum verratende Anstrengung seines Lear, den in der Ferne lauerndem Wahnsinn mit der Energie seines ungeschwächten Willens zu bekämpfen, seinem doch schon umflorten Geiste den Schein souverainer Freiheit zu retten.

Haben wir nun mit unserem psychologischen Gewissen das Kompromiß geschlossen, damit einverstanden zu sein, daß wir bei Rossi vom ersten Augenblicke an dem geistig nicht mehr völlig gesunden Lear gegenüberstehen, kann uns im Verlaufe des Stückes ein Bedenken gegen die Darstellung Rossis den Kunstgenuß nicht mehr stören. Wir gewinnen vielmehr gerade durch Rossis bewundeungswürdiges Spiel die Überzeugung, daß Shakespeare — obgleich zu seiner Zeit die Psychiatrie bekanntlich in den Windeln lag und das wenige positive Wissen auf diesem Gebiete in märchenhaften Phantastereien unterging — Lears Charakter mit dem scharfen Auge eines unvergleichlichen Seelenmalers erfaßt und mit überwältigender Naturwahrheit hingestellt, sowie, daß Rossi, nachdem

er einmal Lear als schon in der ersten Szene geistig nicht gesund annahm, diesen Charakter zutreffend, konsequent und naturwahr dargestellt hat.

Dadurch insbesondere, daß er den unglücklichen König in keinem Momente als stumpfsinnig oder geistesschwach, sondern nur als verwirrt, verstört, vorübergehend wahnsinnig oder rasend hinstellt, mitunter aber und zwar gerade in den bittersten Augenblicken ihn sein Unglück mehr oder minder vollkommen erkennen läßt, erhebt sich Rossis Darstellung in dieser Rolle zu einem tiefergreifenden Charaktergemälde, das des Zuschauers Seele im innersten Grunde erschüttert.

Insbesondere ist Rossis Lear — der uns nur um so viel zu rüstig scheint, als der Lear Zacconis zu hinfällig ist — vom ersten bis zum letzten Momente König und zwar ein König jenes besten, hoheitsvollen, Ehrfurcht gebietenden Schlages, wie wir ihn aus der patriarchalisch angehauchten Sagenzeit — welcher ja auch Lear angehört — überkommen haben. — —

Doch nun zum Lear Sonnenthals!

Die naturwahre und gleichwohl — wir wiederholen: gleichwohl vollendet-künstlerische Wiedergabe der Rolle des Lear durch Sonnenthal zwingt uns als Zuschauer fast unwiderstehlich, in unserer eigenen Geistesarbeit, nämlich in dem ästhetischen Genusse und der psychologischen Kritik des Gebotenen weiter zu gehen, als wir dies bei vorzüglichen Aufführungen anderer klassischer Stücke zu tun gewohnt sind. Wir können, je mehr uns Sonnenthals überwältigendes Spiel hinreißt, nicht wie bei anderen Glanzleistungen dieses unübertrefflichen Künstlers, unseren Genuß nur darin suchen und finden, daß wir die schauspielerische Interpretation der Rolle und die künstlerische Wiedergabe des vom Dichter gezeichneten Charakters staunend überprüfen und bewundernd anerkennen, nein! wir fühlen uns (wie bei keinem andern Drama — etwa „Faust" ausgenommen –) gedrängt, mit Sonnenthal bis zu jenem Zeitpunkte in des Künstlers eigener Entwicklung zurückzugehen, da er sich entschied, den „Lear" zu spielen. So werden wir in einem höheren Sinne Sonnenthals Mitarbeiter, als wir dies bei der kritischen Erfassung vollendeter Kunstleistungen eines gottbegnadeten Meisters sonst zu tun pflegen. Ja, wir werden, indem wir mit Sonnental die Rolle Lears lesen und studieren, Mitarbeiter des Dichters, dem wir mit prüfendem Auge bei seiner tiefinnersten,

Kopf und Herz erfüllenden Tätigkeit folgen, vom ersten schöpferischen Impulse, den „Lear" zu schreiben, durch alle großen und kleinen Züge hindurch, bis der grandiose psychologische Aufbau dieses rätselhaften Seelen-Organismus vollendet vor uns steht, um an der zerstörenden Krankheit, die ihn ergriff, zugrunde zu gehen.

Wir gelangen bei diesem Exkurse, wie die vorstehenden Andeutungen unschwer erkennen lassen, naturgemäß viel weiter zurück als bis zum geschriebenen Anfang der Tragödie; wir gehen auch weiter zurück als bis zum ersonnenen Ausgangspunkte des Dramas; wir fühlen uns gedrängt, bis zur Konzeption des genialen Ur-Gedankens zurückzugreifen, welcher in des großen Briten Seele erwachte und allgemach Kern und Gestalt gewann, bis er wurde was er ist — „König Lear".

Um Sonnenthals „Lear" würdigen zu können, müssen wir zunächst der Psyche Lears näher treten. Und so fragen wir uns vor allem: Wann beginnt der Wahnsinn Lears? Ist Lear schon geistesgestört, wenn er das erstemal die Bühne betritt? Darf er — vom Standpunkte des dramaturgischen Kunstprinzipes besehen — schon in diesem Zeitpunkte seelenkrank sein?

Nach der Konzeption des ersten Aktes scheint Lear in diesem Akte noch nicht geisteskrank zu sein. Er spricht zusammenhängend, er schließt logisch, er fragt klar und antwortet ebenso. Auch findet sich nirgends im Texte eine Andeutung, noch auch eine vom Dichter herrührende Marginalbemerkung, welche darauf zielte, daß Lear schon bei seinem ersten Auftreten wahnsinnig sei. Im Dialoge der handelnden Personen wird freilich der „Launen" und „Grillen" Lears und seiner „Übereilung" Erwähnung getan. Aber selbst wenn Kent in seinem edlen Zorne über Lears „grause Übereilung" dem Könige ins Angesicht von „Torheit" spricht, ihn hypothetisch „von Sinnen" nennt, wenn Goneril hinter Lears Rücken des Vaters „armselige Überlegung" verspottet und dessen „Wankelmut" verlacht, so gibt uns all dies erst recht den Beweis dafür, daß ihn im Anfange des Stückes niemand für unzurechnungsfähig hält, sondern daß seine Handlungen im Gegenteile die abfällige Kritik seiner Umgebung förmlich herausfordern.

Wenn also Lear nicht geisteskrank ist, so hat ihn uns der Dichter in einer den Anforderungen der Tragödie entsprechenden Geistes- und Gemütsverfassung vorgeführt; Lear wird erst im

Verlaufe der folgenden Akte unter dem Eindrucke von Handlungen und Ereignissen vor unseren Augen wahnsinnig. Das verlangen ja die für das Drama geltenden Kunstregeln. Wir müssen sehen, wie und wodurch in eine gesunde Seele der Keim der Krankheit hineingetragen oder — falls dieser Keim zur Zeit des Beginnes der Handlung schon in der Seele wohnt — wenigstens weiter entwickelt und zum verherrenden Wahnsinn ausgestaltet wird.

Gut. Lear ist in der ersten Szene nicht wahnsinnig. Wenn er nun aber nicht wahnsinnig ist, so muß er nicht nur zusammenhängend sprechen, aus zwei Prämissen den richtigen Schluß ziehen, sondern auch vernünftig handeln. Handelt nun Lear vernünftig? Shakespeare bleibt uns — könnten wir sagen, wenn wir Sonnenthals Lear nicht gesehen hätten — Shakespeare bleibt uns die Erklärung dafür schuldig, warum ein als vernünftig eingeführter Mensch unvernünftig handelt, warum er eine im Hinblick auf Zeit und Ort, im Hinblick auf seine Eigenschaften als Greis, König und Vater kindische und naive Frage stellt und warum er durch die leeren Phrasen der Goneril und der Regan sich so blenden läßt, daß er für die klaren Worte der Cordelia kein Verständnis behält. Warum — könnten wir weiter fragen — gerät doch der noch vernünftige Lear über Cordelias Argumente, welche durch ihre einfache, kindlich-offene Wahrheit die Haltlosigkeit der gleißnerischen Reden der Schwestern ins klare Licht setzen, in solche Wut? Warum bringt ihn die von gerechter Entrüstung diktierte Vorstellung Kents in eine Aufregung, die schon an Raserei grenzt? Warum verliert er jede ruhige Überlegung so völlig, daß er ohne zwingenden Grund, ja — wie es scheint — ohne einen überzeugenden Grund sein Lieblingskind verflucht und seinen treuesten Diener verbannt?

In der Tat, die Falle, welche dem Scharfsinne des „vernünftigen" Lear von seinen beiden älteren Töchtern gestellt wird, scheint so plump, daß man — bei der Lektüre des Stückes — Lears Verblendung um so schwerer zu begreifen vermag, als Cordelia und Kent, ja selbst der König von Frankreich, welcher Cordelia trotz des Wegfalls der Mitgift zur Gattin erwählt, der „schwachen Urtheilsfähigkeit", der „armseligen Überlegung" Lears mit zwingenden Argumenten zu Hilfe kommen.

Kann ein vernünftiger Mensch so handeln, wie Lear in seiner ersten Szene handelt? Unmöglich! — Aber gesetzt, der Greis, der ein langes Leben, reich an Erfahrung, hinter sich hat,

„übereilte" sich; gesetzt, der König, dem vor seinen Untertanen die höhere Pflicht obliegt, seine Absichten wohl zu überlegen und gerecht zu handeln, „übereilte" sich; gesetzt, der Vater, der seine erblühten Töchter doch genau kennen muß, „übereilte" sich: kann Lear nicht, muß Lear nicht — zumal über Kents feurige, eindringliche, rückhaltlos offene Ermahnung — alsbald zur Besinnung kommen, wenn er nicht gänzlich „von Sinnen" ist?

Tatsächlich wird man — wenn man Sonnenthals „Lear" nicht gesehen hat — aus diesem Dilemma nicht herauskommen: Entweder ist Lear schon im Beginne des Stückes geisteskrank — dann ist Shakespeare ohne einleuchtenden Grund von den Regeln des dramaturgischen Kunstprinzipes abgegangen und hat eine Anomalie geschaffen, weil er uns doch den geistig gesunden Lear hätte zeigen müssen, in dessen Seele wir die Krankheit entstehen, wachsen und wuchern sehen — oder: Lear ist geistig gesund — dann hätte Shakespeare einen bei einem solchen Meister unmöglichen Mißgriff begangen, indem er den als geistig gesund hingestellten Lear nahezu albern sprechen, kindisch reflektieren, vernunftwidrig handeln läßt.

Zu diesem Dilemma — scheint es — muß man gelangen, wenn man nicht annehmen will, Shakespeare habe in Lear ein geistig beschränktes, von blinder Leidenschaft beherrschtes, eigensinniges, boshaftes, aller Grundsätze eines charaktervollen Mannes entbehrendes Individuum schildern wollen. Letzteres kann aber selbstverständlich nicht angenommen werden, weil das Schicksal eines so charakterisierten Menschen niemanden interessiert.

Wenn man aber, zwischen Anomalie und Mißgriff wählend, sich für die Anomalie, also für den schon in der ersten Szene geisteskranken Lear entscheidet, erkennt man alsbald, daß man nicht richtig gewählt hat. Denn ist Lear schon im Beginne des Stückes geistesgestört, dann sind alle rührenden und erschütternden Züge der Reue und Selbstanklage, wie alle Ausbrüche gerechter Wut psychologisch unmöglich; dann bleibt all das Unglück, das durch den Undank seiner älteren Töchter über Lear hereinbricht, ihm selbst unverstanden und somit für den Hörer ohne jede Wirkung; dann hat die mit elementarer Macht wiedererwachende Liebe Lears zu Cordelia, mit deren Tode er seinen letzten und einzigen Halt verliert, keine überzeugende Kraft; dann endlich ist die Tragödie, welche dem Urteile dreier Jahrhunderte zu stehen vermochte, kein Meisterstück des bis jetzt größten Dramatikers!

Alles, was wir soeben als mit dem geistig beschränkten sowie mit dem schon im Anfange wahnsinnigen Lear unvereinbar fanden, kommt aber in Sonnenthal's „Lear" zur vollen und überzeugenden Geltung.

So ist also Sonnenthals Lear in der ersten Szene geistig gesund? Aber er handelt gleichwohl im Widerspruche zu seiner Vernunft? Und gleichwohl soll er rühren und erschüttern? — Hat Sonnenthal unser Dilemma umschifft? Oder existiert dieses Dilemma nur in unserer Phantasie? Ist Sonnenthal's „Lear" vielleicht doch geistesschwach, wie der körperlich gebrochene Kronenträger Zacconis, oder zeigt er, ohne ausgesprochen wahnsinnig zu sein, doch den hippokratischen Zug des geistigen Todes schon in der ersten Szene, wie Rossis rüstiger, wahrhaft königlicher Lear?

Nein! Sonnenthals Lear ist in der ersten und in mancher der folgenden Szenen z u r e c h n u n g s f ä h i g, wenn auch anscheinend disponirt, infolge wiederholter, hochgradiger Erregung geisteskrank zu w e r d e n. Sonnenthals „Lear" ist ein hochbetagter, aber körperlich noch nicht gebrochener, sehr leidenschaftlich veranlagter, eigenwilliger, aber nicht eigensinniger, edler, aber von Grillen und Launen nicht freier, dabei von berechtigtem Stolze erfüllter Autokrat. Er hat — wie wir vermuten — nach manchen Stürmen, denen sein starker Geist und sein mutiges Herz Stand gehalten, die Bilanz seines Lebens gezogen. Ob auch viele seiner Plane scheiterten, so mancher seiner stolzen Entwürfe wurde zur Tat; ob er auch die Ideale seiner Jugend stürzen sah, er hat nicht umsonst gelebt, der mächtige Herrscher eines großen Reiches; und ob auch kein kraftvoller Sohn die Krone tragen wird, die dem Greise zur Bürde zu werden beginnt, er glaubt einen Schatz zu besitzen, einen unermeßlichen Schatz, der ihn entschädigen soll — d i e L i e b e s e i n e r T ö c h t e r! Er lebt, weil er an diesen Besitz g l a u b t, felsenfest glaubt, fanatisch glaubt, n u r im Glücke seiner Töchter und verschwendet das Übermaß seiner Vaterliebe wahrhaft königlich an seinem Augapfel, sein jüngste Kind Cordelia. Aber obgleich diese sein Teuerstes ist, ist er, weil er bei aller ihm angedichteten „armseligen Überlegung" im Besitze seiner geistigen Kraft blieb, so gerecht, anläßlich seines bevorstehenden Rücktrittes von der Regierung das Reich unter seine drei Töchter vollkommen gleich teilen zu wollen.

Die beim Lesen kindisch, fast einfältig klingenden Worte Lears in der Eingangsszene, welche Worte bei Zacconi und Rossi

wirkungslos verhallen und dem Zuschauer diese Szene wohl als die schwächste aller von Lear beherrschten Szenen erscheinen lassen, werden im Munde Sonnenthals zu einer rührenden Illustration zärtlichster Vaterliebe und zum überzeugenden Ausdruck der tiefsten Gekränktheit eines sein jüngstes Kind abgöttisch liebenden Vaters, der gerade in der Gesinnung dieses Lieblings seine grenzenlose Vaterliebe betrogen wähnt. Und während man bei Rossi und Zacconi die Verfluchung der Cordelia und die Verbannung Kents, weil man ja beides von der Lektüre her kennt, als etwas, das eben, weil es Shakespeare schrieb, nicht zu ändern ist, hinnimmt, begreift man beides bei dem noch zurechnungsfähigen Lear unseres Sonnenthal.

Hat man bei Zacconi und Rossi den Genuß der Darstellung der Rolle mit einem Kompromiß zwischen den Forderungen der Dramaturgie und jenen der Psychologie erkauft, steht man beim Lear Sonnenthals vom ersten Augenblicke an in dem Banne einer der dichterischen Konzeption des Dramas kongenialen Interpretation, in dem Genuße eines einheitlichen, vollendeten Kunstwerks.

Um im weiteren Verlaufe des Stückes die möglichst tiefe Wirkung zu erzielen und die in der Seele Lears aufflammenden Leidenschaften zur vollen, Geist und Herz des tragischen Helden durchglühenden Lohe zu steigern, wehrt sich Sonnenthals Lear mit titanischer Kraft gegen den ihn umklammernden Dämon des Wahnsinns und fällt — im Kontraste zu den beiden Italienern, die viel früher erliegen — erst nach wiederholtem, erfolgreichem Kampfe dem immer mächtiger werdenden Gegner zum Opfer, um immer wieder dessen eherner Umarmung sich zu entringen. Hiedurch empfindet er die ganze Wucht des grausamen Schicksals nur um so schwerer.

Wo aber Sonnenthal seinen Helden im Banne des Wahnsinns zeigt, spielt er ihn so, daß in dessen Gesamt-Habitus, wie in unzähligen Details der Sprache, des Blickes, der Miene, der Geste, der Haltung der geistig noch gesunde Lear wie eine für den Zuschauer visionär ins Dasein tretende Reminiszenz an den noch jungen Lear voll Größe und Kraft, voll Güte und Edelsinn, voll Glück und Stolz vor der Seele des Zuschauers schwebt. Dabei charakterisiert Sonnenthal alle Phasen des Wahnsinns, die über Lear hereinbrechen, scharf und erschöpfend, läßt den wilden Ausbrüchen des Schmerzes, der Wut, der Raserei Momente tiefer

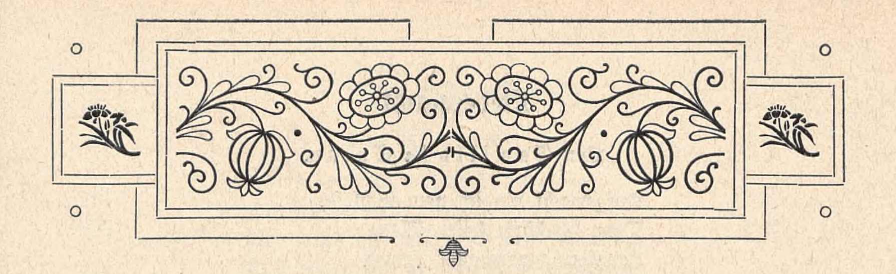
geistiger Erschlaffung folgen, zeigt wie Lears Geist sich allgemach verdüstert und verwirrt, bis er zum Schluße wieder zu völliger Klarheit sich aufhellt, so daß der Unglückliche im vierten Akte in dem ergreifenden Gegenspiele zur Eingangsszene der Tragödie seine Cordelia wiedererkennt. Aufs tiefste erschütternd ist Sonnenthals Spiel gerade hier, da Schleier um Schleier vor Lears verdüsterter Seele sinkt, bis er völlig erkennt, wem er gegenübersteht, und mit rührendster Selbstanklage sein ungerecht verstoßenes Kind um Verzeihung fleht. Am Schluße des Stückes aber — an der Leiche seines Lieblings — gelangt Sonnenthals „Lear" zum vollen Bewußtsein seines grenzenlosen Elends, und unter der Last, die seine klarsehende und voll empfindende Seele bedrückt und erdrückt, verfällt er nicht etwa in die ewige Nacht des Wahnsinns, sondern findet, moralisch und physisch gebrochen, im Tode seine Erlösung — —

Nicht die wiederholte Lektüre der Shakespeareschen Dichtung, nicht die Darstellung der Rolle Lears durch Rossi und Zacconi, sondern Sonnenthals unvergleichliche Leistung hat in uns den Trieb erweckt, zurückzugehen zum Urbild, das Shakespeare vorgeschwebt, zurückzugehen zum geistig gesunden, jungen, glücklichen Lear, wie er vor Shakespeares Seele stehen mußte, ehe der Dichter den großen Wurf tat, „Lears Ende" zu dramatisieren.

Sonnenthals Lear ist mehr als die beste Interpretation des geschriebenen Lear; er ist der ideale Lear des großen Briten; er ist der Lear, der als Greis vor uns tritt und seine stolze Jugend, das Blütenalter seiner Größe mit dem Zaubergriffel der Erinnerung noch einmal in seine königliche Seele schreibt. Sonnenthals Lear erliegt nicht endgiltig dem Dämon Wahnsinn; er entringt sich ihm immer wieder, um mit tragischer Ironie die Größe seines Unglücks am verlorenen Reichtum vergangener Tage zu messen!

So bricht — noch im Elend groß — Sonnenthals Lear vor unseren Augen zusammen, und wie auf den Ruinen von Persepolis der Genius eines Weltreichs trauert, umschwebt noch den sterbenden Lear die wehmutsvolle Erinnerung gefallener Größe, und entseelt ringt dieser Lear uns noch das Urteil ab: „Jeder Zoll ein König!" . . . .





Der Österreicher Gruß an König Oskar.

Von J. C. Poestion.

Zitternd blickten Jahre lang gen Norden
Öst'rreichs Völker einst, vor Schrecken bleich.
Oxenstjernas wilde Kriegerhorden
Zogen unter Plünd'rung, Brand und Morden
Siegend durch das heilige römische Reich.

Bis zur Kaiserstadt am Donaustrande
Drang des Kampfes Lärm, das Kriegsgeschrei.
Stadt um Stadt schon loderte im Brande,
Schaurig klang der Ruf im ganzen Lande:
„Weh', der Schwede kommt! Gott steh' uns bei!"

Wieder ist nun unser Blick seit Jahren
Nach des Nordens Doppelreich gewandt.
Doch wir fürchten keine Kriegsgefahren,
Nein, es haben andrer Helden Scharen
Uns in ihren Zauberkreis gebannt.

Siegend zogen und mit stolzem Prangen
Nordlandsrecken wieder bei uns ein;
Doch es nahm ihr Geist uns jetzt gefangen
Und wir tragen keiner das Verlangen
Dieser Bande wieder frei zu sein.

Nun kam Er, dem jenes Reich zu eigen,
Selbst ein Held in seiner Recken Schar,
Und mit frohbewegtem Sinne neigen
Wir das Haupt, ihm Ehre zu bezeigen,
Bringen wir ihm Gruß und Willkomm' dar.



Liebesnacht.

Von Camillo V. Susan.

Aufgewacht bin ich vom Schlafe,
Denn ich hörte leisen Klang
Langsam zugemachter Türen,
Hörte stiller Schritte Gang,
Hörte weiche Kleider schleifen
Und es kommt zu mir herein,
Legt sich sehnend mir zur Seite:
„Lass' uns heut' beisammen sein!"

„Sieh', ich bin nicht Leib, nicht Seele,
Bin nicht Luft, nicht Nebelhauch
Und ich geb' dir dennoch Liebe
Und ich leb' als Tote auch,
Bin geformt aus den Gedanken
Deiner Sehnsucht, die mich rief,
Und ich hörte deine Stimme,
Wenn ich auch im Tode schlief."

„Und ich komm' in deine Stille,
Bleibe, bis der Morgen glüht,
Leise will ich dann entschwinden,
Bis es rings in Farben blüht,
Wenn dein Sinn dem Sonnenleben
Wieder knechtisch angehört
Und das Kampfgeschrei des Tages
Deine stillen Träume stört."

„Will mit dir ein wenig plaudern,
Weinen, daß es also kam,
Daß der kalte Griff des Todes
Mich so jung vom Strauche nahm,
Will in deinen Schlummer gleiten,
Leise, wie Gedanken geh'n
Tagesüber durch die Seele
Und im Traume aufersteh'n."

Das erste Gedicht.

Von Adolf Brabec.

Es ist so schön, ein Lieb' zu haben,
So süß der erste Liebeskuß,
Wie wenn das erste Lied der Schwalben
Uns bringt den heit'ren Frühlingsgruß.

Man zittert, weint und lächelt wieder,
Dann jauchzt und singt man voller Lust,
Frisch werden unsre müden Glieder
Und leichter atmet unsre Brust.

Es schimmern uns des Himmels Sternchen
So fröhlich aus der weiten Fern',
Und alles scheint uns wie im Märchen,
Wir haben uns so kindisch gern . . .



Abschied.

Von Adolf Brabec.

Der Abendsonne müder Strahl
Küßt die Erde zum letztenmal.

Mir ist so weh', mir ist so bang,
Daß mir die Träne in's Auge drang.

Noch heute, heute scheiden wir
Gerade hier an der Kirchhoftür.

Auch meiner Augen müder Strahl
Küßt dich, mein Lieb', zum letztenmal.



Beim Kühhalt'n.

Von **Nandl Werchota.**

'S hirgstl schon; ma siacht's, ma hört's und ma g'spürt's. Die Labbama schau'n schon völli g'scheckat aus, und wonn der Wind sein' lusting Tonz onhebt, so fliagt oan Blattl ums anderi davon, ols wullt'n s' mit die Vögerln mit, dö sih zommschock'n zu der Roas' über's groszi, groszi Wosser. Drauszt auf der Tenn geht's kreuzlusti zua: Tik tak! Tik tak! Louft's guat afn Takt, aft dakennt's es, wia vül Drescher bei der Orbeit sein!

Und hot sih die Sunn amol obi duckt hinter die Berg, so blost oan die Luft schorf und resch on, neama so woach und lind wia zu der wunderschön' Summaszeit.

Die Leut gengen ernsthofter umanond 's wia voreh; denn im Hirgst muasz vürgsorgt wern für'n Winter, und dos bringt vül Sorg und hirti Orbeit.

Dafür is ober für die Kinder a lustigi Zeit, denn noh dauern die Schulferien afn Lond. Beim Haus dort, neb'n der Londstroszn, siach ih holbgwoxni Kinder umanand teufln. A Halbsdutzad san's g'wiss, Buam und Dirndln, olli flaxhoorat und vabrennt von der Sunn. Ober frisch und munter wia die Kitzerln, dö durt af der Leit'n umanond golstern.[1])

Hiaz kimmt a Frau beim Hausthor vüra und ruaft mit heller Stimm:

Hansl! Korl! Mirzerl! Nannerl! Thomerl! Wo steckt's denn schon wieder? Tret's ma in Stodl 's Fuader nöt so zomm, ös Racka! Dawischt Enk na die Trautl amol, aft schauts Enk on! — Jessas na, Hansl, wia schau'n denn deini Schuach aus! Do siacht ma jo gor schon die grosz Zech'n vüragaman. Glei ziachst du s' aus und trogst s' zan Schuaster Rieser umi, af dass er s' flickt für'n Sunnta. Du groszer Lümmel, kunnst a schon af dein Sach'n a wenk besser schaun!

Und du Mirzerl, du Schlampatatsch! Host in dein' Firta an groszes Loch und flickst 's nöt glei zomm. Schom dih in d'Seel eini! Mögst schon gern speanzln mit 'n Nochbarn Sepp; ober Dir treib ih's noh aus, deini Flaus'n. Dasz ih Dich neama dawisch mit eahm, hint'n beim Hullabam!

Und du Korl, gehst ma glei zan Brunn und woscht Dir dein Gsicht und leichtla a die Händ. Schaust aus wia — Kuhlbrenner. Na geh, sist kimm ih mit'n grosz'n Waschl! —

So, und hiaz geht's und treibt's die Küah af d'Hald. Losst's ma 's Vich ober balei nöt in Schod'n geh'n, gor leicht öppa in a Kleefeld, af dass sie sih onblahn. Und hiaz geht's in Gottsnom!

---

[1]) Springen.

So schorf der saubern Frau ihr Red a is, ihri Aug'n leucht'n doh voll Stulz, wonn sie ihr Häuferl Kinder betrocht, und hoamla wischbat sie ihr selber zua: Und 's is mir doch liaber, die Kinder zreiß'n Schuach ols wia Leintüacher. Und die Mirzerl wort sih sauber aus; zu Maria Opferung wird sie vierzehn. 's is guat, daß sie aus der Schul kimmt; sie is schon z' groß zan Schulsock trog'n. Und die Gschicht mit 'n Nachbarn Sepp is zwor glei a Kinderei; ober woaß ma's? Er irbt freili amol 'n Hof, sölg is richti; ober noh daweil hoaßt's die Aug'n off'n halt'n; denn der Teufel feiert nöt, und die Jugend hot koa Tugend, wia unser braver Herr Pforrer in lest Sunnta predingt hot.

Daweil hob'n die Kinder 's Viech af die Woad trieb'n, durt kleim neb'n der Mur, wo die urolt'n Erlbam stengen. Die Küah kennen schon eahnari Platzln, wo dos besti Fuader wort, und heb'n friadli an z'gras'n. Der Hansl, der Korl, der Thomerl, die Mierzel, die Nannerl spiel'n „obfoung'n". In irgst'n Spring'n bleibt der Hansl af amol steh'n und loust.

Sie käman! sie kämen! schreit er, 's wia varuckt, und mocht drei Purzlbam hinteranond. Ich hör 's Gläutat von der Glock'n-kuah, moant er, wia er wieder af Füaß'n steht; jo und durt kimmt er schon, der Tobera Rüapl.

's Mirzerl kraxlt af an Erlbam auffi, macht an Hols wia a Gonauser[2]) und schreit wia nöt gscheit: Ih siach 'n schon, ih siah 'n schon! Hiaz schnolzt er mit der Goasl. Gwiss hot er an neug'n Schmiß, weil er gor so laut schnolzt.

Gelt, der Rüapl is's? frogt der Hansl.

Na, der Sepp, locht's Mirzerl und gschleund sih von Bam oba.

Der Sepp is a großer sauberer, schworzkrausta Bua, der, wonn er nöt der reichsti Bauernsuhn von Ort war, schon bold an Knecht kunnt obgeb'n. Er treibt 's Viech schneller on, daß er bold zu seini Kamarad'n kimmt.

Der Toberer Rüapl und die Mauthner Ongerl treiben a schon noch, ruaft er 'n Hansl zua. Und ih hob von dahoam Strafhölzl mitgnumma, dass ma kinnan a lustis Feuer aufhoaz'n. Do wern ma-r-uns Erdäpfl brot'n und oft nocha Hohzat spül'n. Ih bin der Bräutigam und die Mirzerl is mei Braut.

D' Muatta hot ober gsogt, mit'n Feuer därf ma nöt spül'n, mischt sih die Nannerl drein.

Du dummer Frotz, sei stad! schreit's die Mirzerl springgifti on. Willst uns leicht gor vaschirg'n? Thua's na, aft kriagst a roths Janggerl. Schau liaber af die Küah, dass s' nöt in Schod'n gengen. Siachst durt die Blüahla? Just wüll sie in Kleeocker eini. Do host mei Goasl, jog s' gschleuni außa, und du Thomerl, hülf ihr!

Und weil die Schwächern ollmol nochgeb'n müaß'n, so müaß'n just die zwoa Kleanstn die Küah halt'n.

---

[2]) Gänserich.

Ober mit 'n Feuer moch'n gehts nöt so gschwind, wonn ma dazua a greans Holz nehma muaß. Die Mirzerl is längst schon do mit die Erdäpfel, dö sie vom nachst best'n Erdäpfelacker gstibitzt hot, und noh ollwei hot der Sepp koa Feuer zwegbrocht. Und hiaz hot er glei mehr zwoa Strafhölzln. Der Hansl hot sie eh schon beim Spahn moch'n mit sein' Tasch'n'veitl gschnitt'n, dass er blüat' wia-r a jungs Fadl, wos obgstoch'n wird.

Schomt's Enk, ös Buamlaggln; nöt amol a Feuer bringt's zwegn! locht s' die Mirzel aus. So, hiaz wird's schon angeh'n; helfts ma-ra wenk blos'n.

Endla brinnt's; ober von Rach brennen eahna die Aug'n, dass s' völli nöt herschaun mög'n. Und hiaz legn s' die Erdäpfl in's Feuer; do hörn s' an Schroa.

Die Nannerl is in die Mur gfoll'n! schreit der Thomerl mit kasbloach'n Gsicht.

Do springt der Hansl davon, und eh die ondern sih rührn, ziacht er sein Schwesterl aus'n Wosser. Zan Glück is sie af der Seit'n einigfoll'n, wo die Mur seicht is, und 's hat ihr weiter nix gscheg'n kinnan, ols dass sie pritschlnoss is worn. Ober mei, do is schnell ghulf'n. Die Mirzerl leicht ihr an Unterkittl, weil s' eh in der Hoamlichkeit zwoa anglegt hot, af dass sie schean bauschat ausschaut, und der Hansl ziacht der Nannerl sein Jangga on, weil ihr vor Kält'n die Zähnd scheppern. 's nossi Gwand legn s' gscheiter-weis in d'Sunn zan Tricknan.

Die Küah gengen ollsond in Schod'n! schreit af amol der Korl. Olli rennen hiaz 'n Küahnan noch eini in's Kleefeld, wos 'n neiding'n Müllner ghört.

Wonn na den hiaz nöt der Hidlbua daher bringt, denkt sih der Sepp und krotzt sih sein' Krauskopf. Do hört er schon von der Stroß'n her sei meckati Stimm: Jessas na, und olli Heiling! mein' gonz'n Klee tret'n s' zomm, dö vaflixt'n Frotz'n. Der Teufl sull s' quintlweis zreiß'n. Na wort's na, kämmt's heunt hoam, Enk wüll ich an Stipfl steck'n!

Endla san die Küah heraußt aus 'n Kleeacker; doch daweil is 's Feuer ausgonga und die Erdäpfel san erscht holbat brat'n. Desweg'n wern s' doh g'ess'n, ober aus der Hohzat wird nix.

'n Sepp schmeck'n, scheint's ma, die Erdäpfl gor nöt; er schaut ollwei auf die Kranzla.[2]) Mirzerl, sogt er af amol kloan zag, dei Kranzla hot sih, ziemt mih, onblaht. Schau, wia ihr Womp'n broat is, und hiaz wüll sie sih gor niederleg'n. Es is zan best'n, mia treib'n gschleunni hoam; die Sunn is eh schon obigong'n; ober — wischbat er der Mirzerl in's Ohr, noch'n Nochtmohless'n kimmst noh zan Hullabam.

Na, hinters Tenn kimm ich.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

[2]) Kuhname.

Wieder siach ih die Muatter von die flaxhoorat'n Kinder beim Haustor stehn, oba nöt alloan; 's steht der Müllner bei ihr.

Nix verunguat, Frau Muatter, hör ih 'n noh sag'n. Aft schleicht er sih in's Nochbarn Haus umi. Die Muatter ober bleibt beim Haustor steh'n und schaut geg'n die Stroßn, wo die Kinder daher treib'n müaß'n. Die Händ halt sie unters Fürta[3]) versteckt, und wenn ih mih nöt stork irr, siach ih 'n Haslingen vüragaman.

Hiaz kämman s'; ober koans schnolzt mit der Goasl, wia 's sist eahna Brauch is.

Olli Heiling im Himmel! schreit die Frau auf, wia die Küah ihr in d' Nachat kämman. Die Kranzla hot sich onblaht und a die Bläß[4]) von Nachbarn. Dabei ziacht sie schon 'n Haslinger vüra, und hiaz kriag'n eahm olli z' kost'n noch der Reih, ob' s' hiaz Mirzerl oder Sepp, Rüapl oder Hansl hoaß'n. Na glei die kloani Nannerl und der Thomerl schlupf'n ungsegna eini beim Haustor.

Plär nöt so, tolgada Bua, schreit die Muatter hiaz 'n Hansl on, und laf, wos d' laf'n konnst, zan Kurschmied. Er sull gschleuni kämm; die Küah müaß'n anzapft wern. Und du Korl, steh nöt do, ols war dir 's Herz in d' Hos'n gfoll'n; jog die Küah umanond, leicht hülft dos a wenk.

Hiaz kimmt der Müllna daher gschlich'n. Brav, Frau Muatter, recht so, die Kinder muaß ma zügln, daweil 's noch jung san, lobt er, und seini schiaglat'n Aug'n leucht'n dabei, wia von aner Wüldkotz. Und der Sepp kriagt 's hiaz von sein Bodern erscht mit 'n Ox'nzem. Gschiacht eahm recht.

Aus 'n Weg, Müllna! wüll eahm die Frau just zuaruafn; do wird er ober schon von der Kranzla, dö der Korl umanond jogt, umgstöss'n, daß er über und über purzlt.

's is eahm recht gscheg'n, den Schürgerl, locht die Frau Muatter in der Hoamlikeit. Gscheg'n is eahm nix weiter, er steht schon wieder auf. Der Müllner red't koa Wörtl mehr und geht gschleuni seiner Mühl zua.

Noch'n Nachtmohless'n schleicht sih richti die Mirzerl hinters Tenn, wo der Sepp schon wort't af sie.

Woaßt Mirzerl, hör ih 'n Buam wischbln und siach 'n mit der Hond noch sein' Hinterteil greif'n, du host leicht loch'n, du host glei 'n Haslinger z' kost'n kriagt, ih ober, — der Teufl sull 'n Müllner quintlweis zreiss'n — a mein Bodern sein Ox'nzem.



[3]) Schürze.
[4]) Kuhname.



Zu beiden Seiten der Leitha.

In dem österreichischen Abgeordnetenhause sind mitten in der Obstruktion der Verschärfung der Hausordnung plötzlich mächtige Freunde erstanden. Erst beschworen die Tschechen in den Straßen Prags und im Parlament alle Schrecken einer obstruierenden Opposition herauf, um dann umso wirkungsvoller versichern zu können, daß sie in den Falten ihrer Toga auch den Frieden haben; mit einem Wort: die Tschechen, die seit Jahr und Tag obstruieren, planen eine Revision der Hausordnung, die alle Obstruktion unmöglich machen soll. Dieser scheinbare Widerspruch klärt sich sofort auf, wenn man die Alternative betrachtet, die die Tschechen dem Parlamente und der Regierung gestellt haben: entweder die innere tschechische Amtssprache oder Revision der Geschäftsordnung. Die Tschechen deuten damit selbst an, daß diese beiden Objekte für sie gleichwertig seien, d. h. daß sie durch die Revision der Geschäftsordnung zur inneren tschechischen Amtssprache zu gelangen hoffen.

Eine entsprechende Verbesserung, d. h. Verschärfung der Hausordnung des Parlaments wäre an sich durchaus wünschenswert; allein wenn sie den Frieden bringen soll, dann gehört dazu noch ein Übriges: die Schlichtung jener Streitfragen, die die Obstruktion hervorgebracht haben. Ohne diese würde sie die — um einen medizinischen Vergleich heranzuziehen — Natur eines rein repressiven Mittels haben, das zwar die Erscheinungen der Krankheit auf der Körperoberfläche beseitigt, allein auf Kosten innerer Organe. Die Unterdrückung der Obstruktion ist zweifellos möglich, allein wenn ihre Ursachen fortbestehen, dann wird die durch sie hervorgerufene Gährung eben wo anders als im Parlamente sich Luft machen; dem arbeitsfähigen Parlamente wird ein revolutioniertes Land gegenüberstehen. Die Obstruktion ist nicht entstanden, weil die Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses zahllose bedauerliche Lücken hat, sondern die ungelöste Nationalitätenfrage hat die streitenden Parteien dazu geführt, diese Lücken zu obstruktionistischen Zwecken

zu benützen. Das muß man sich vor Augen halten, um zu erkennen, daß die von den Tschechen eingeleitete Aktion behufs Revision der Geschäftsordnung nicht den inneren Frieden bringen kann, weil die Tschechen mit ihr die Absichten verbinden, die Nationalitätenkrise noch zu verschärfen.

Warum wollen die Tschechen die Hausordnung verschärfen? Um ein arbeitsfähiges Parlament zu schaffen, das den Völkern Österreichs Frieden und Wohlstand bringen möge? Nein; sie wollen lediglich ein Parlament, in dem sich eine slavische Majorität wieder installieren kann, ohne durch die Obstruktion von Links gestört zu werden. Sie wollen nichts von einer Erhaltung des status quo auf nationalem Gebiete bis zu einer endgiltigen friedlichen Auseinandersetzung mit den Deutschen wissen, sondern streben die Lösung der Nationalitätenfrage ohne und gegen die Deutschen an und sehnen sich deshalb nach einem arbeitsfähigen Hause mit einer deutsch-feindlichen Majorität, die keine Schranke mehr von der Vergewaltigung der Deutschen zurückhält. Die Unmöglichkeit des Parlamentarismus in Österreich wird wiederum augenfällig. So lange Tschechen und Deutsche sich über die grundlegenden Fragen staatlichen Zusammenlebens nicht verglichen haben, so lange fehlt die erste Voraussetzung parlamentarischer Arbeit. Man mag im allgemeinen über das parlamentarische System geteilter Meinung sein, in Österreich ist es zur Zeit unmöglich. Dieser Staat bedarf nicht eines die ungelöste Nationalitätenfrage immer mehr komplizierenden Parlaments, sondern einer starken, zielbewußten Verwaltung; und wenn angesichts der Stagnation der Gesetzgebung besonders auf wirtschaftlichem Gebiete immer und immer wieder der Ruf nach einem „arbeitsfähigen Parlamente“ ertönt, so kommt das daher, daß erhebliche Teile der Bevölkerung immer noch, wenn auch unbewußt, in den Banden der demokratischen Doktrin liegen, die das Parlament über die Verwaltung stellt, während nach richtiger Erkenntnis der Natur des Staates und seiner Entwickelung die Verwaltung das originäre Element der staatlichen Ordnung, das Parlament aber etwas Beiläufiges ist.

Die Parlamentarier selbst wissen das ganz genau und suchen deshalb durch Konstruktion parlamentarischer Majoritäten die Verwaltung in ihre Gewalt zu bringen. So soll durch Wiedererrichtung der alten Rechten die Bahn für ein Ministerium der Rechten frei gemacht werden. Niemand geringerer als der Bürgermeister von Wien hat einst mit allem Nachdruck darauf verwiesen, daß gewählte Körperschaften zur Verwaltung untauglich sind. Jeder denkende, den Staatszweck ins Auge fassende Mensch wird diesem Satze im allgemeinen beipflichten, im besonderen aber für Österreich. Hier vor allem muß die Verwaltung in, nach menschlichen Begriffen wenigstens, unparteiische Hände gelegt sein; daß das seit 1878 nicht so war, hat uns ja in den Jammer der Obstruktion geführt und man begreift die tiefe Abneigung des Kaisers gegen alle parlamentarischen

Regierungssysteme, in denen er mit vollem Rechte schwere Gefahren für den Staat erblickt, und darum ist auch nicht zu besorgen, daß die jetzt in tschechischen und polnischen Kreisen genährten Majoritätsträume sich verwirklichen sollten, denn der Versuch, die Deutschen mit Hilfe einer Mehrheitsregierung an die Wand zu drücken, würde die Anarchie aus dem Parlament in das Land verpflanzen. Wie die Dinge heute liegen, werden die Deutschen weder eine Majorität, in der die Tschechen den Ton angeben, ertragen, noch die Tschechen eine im wesentlichen deutsche Mehrheit, obstruieren sie doch gegenwärtig eine in nationaler Beziehung ganz objektive, unparteiische Regierung. Die Sanierung des Parlaments ist deshalb eine Phantasmagorie; will die Bevölkerung die Folgen der Obstruktion beseitigen, dann muß sie sich für eine Stärkung, d. h. eine Machterweiterung der Verwaltung auf gesetzgeberischem Gebiete aussprechen.

Während so die nächste innerpolitische Zukunft in Österreich in undurchdringliches Dunkel gehüllt ist, haben sich jenseits der Leitha alle Schwierigkeiten scheinbar spielend über Nacht gelöst. Graf Tißa hat seinen Antrag auf Verschärfung der Geschäftsordnung zurückgezogen, wogegen die Opposition die Obstruktion einstellte. Man erzählt, daß Graf Tißa die Glückwünsche, die ihm darob im liberalen Klub dargebracht wurden, mit einiger Verlegenheit entgegengenommen habe. Das ist nicht unwahrscheinlich, denn der Sieger war nicht Graf Tißa, sondern Graf Apponyi. Als Graf Tißa seinen Geschäftsordnungsantrag konzipierte und dem Hause vorlegte, ließ er bereits deutlich durchblicken, daß ihm mehr als um die Beseitigung der momentanen Obstruktion um ihre Vernichtung überhaupt zu tun sei. Jeder Mensch, der sich mit ungarischen Dingen beschäftigt, weiß seit Jahr und Tag, daß die schweren Konzessionen in der Armeefrage nur für kurze Zeit zur Einstellung der Obstruktion führen können, da spätestens bei Behandlung des neuen Wehrgesetzes die Obstruktion sofort wieder ausbrechen wird, um die Magyarisierung der ungarländischen Regimenter zu vervollständigen. Graf Tißa legte deshalb auch mit gutem Grunde bei seiner Aktion das größte Gewicht darauf, daß die von ihm beantragte provisorische Verschärfung der Hausordnung auch für die Behandlung ihrer endgiltigen Revision Geltung haben solle. Das war in der Tat der wichtigste Punkt des Tißaschen Antrages, dieser aber wurde in dem so plötzlich zustande gekommenen Kompromisse vollständig und bedingungslos fallen gelassen. Damit war aber erreicht, was Apponyi erreichen wollte und was er noch in der letzten Session der ungarischen Delegation als sein Aktionsprogramm angekündigt hatte, indem er die Opposition beschwor, die Obstruktion aufzugeben, die angebotenen Konzessionen anzunehmen und sich auf den Endkampf um die ungarische Armee vorzubereiten.

Der Gedankengang Apponyis ist ja ganz klar. Sein nächstes Ziel ist der Sturz Tißas, dabei hat er mehr Mithelfer als man gemeinhin glaubt, denn gerade die etwas bedeutenden Persönlichkeiten

in der liberalen Partei wünschen nicht, daß Tißa jemals Neuwahlen leite, weil sie sich auf seiner schwarzen Liste wissen. Wird Graf Tißa es jemals Herrn von Széll verzeihen, daß dieser in Großwardein den alten Tißa stürzen half? Nein. So lange als die Opposition obstruierte, war es für Apponyi aussichtslos, eine Kooporation der radikalen Opposition mit dem unzufriedenen Staatsmännern der Regierungspartei mit und ohne Exzellenztitel herbeizuführen. Dem sind erst jetzt durch das Kompromiß die Wege geebnet und spätestens bei Beratung des Ausgleiches zwischen beiden Reichshälften, wo nicht früher, werden die Früchte dieses Kompromisses reifen, das übrigens ja auch, wie schon erwähnt wurde, die Möglichkeit einer neuen Staatskrise gelegentlich der Vorlage des neuen Wehrgesetzes konserviert hat. Man erzählt, Graf Tißa habe den Gedanken an eine Auflösung des Abgeordnetenhauses noch keineswegs aufgegeben, sondern wolle die Opposition zu ihm gelegener Zeit überraschen. Allein die Opposition scheint damit zu rechnen und ist darum zur Zeit so fromm, um dem Ministerpräsidenten keinen Grund zu einer solchen Maßregel zu geben, bevor sie nicht genügend gerüstet ist, um ihm ein Bein zu stellen.



Weltpolitik.

Der russisch-japanische Krieg währt bereits Wochen, ohne daß bis jetzt auch nur ein ernster Zusammenstoß zu Lande erfolgt wäre. Die russische Seemacht, die im fernen Osten stationiert ist, hat sich der japanischen nicht gewachsen gezeigt, über die beiderseitigen Aussichten im Landkriege ist indessen ein sicheres Urteil noch nicht möglich. Nur Vermutungen kann man aussprechen, und wenn man die vorliegenden Meldungen sichtet und mit dem, was über Land und Leute im fernen Osten bekannt ist, zusammenhält, dann ergibt sich etwa folgendes. Japan war bei dem Ausbruche des Krieges kriegsbereit, Rußland nicht; der heute so ungemein wichtige administrative Teil des Kriegführens befindet sich auf japanischer Seite in geschickten Händen, was man von der russischen Armeeleitung nicht sagen kann. Der fortgesetzte Personenwechsel in dem russischen Kommando auf fast allen wichtigen Punkten zeugt für die völlig unzureichende Organisation der russischen Streitkräfte. Es ist wahrscheinlich, wenn nicht sicher, daß alle die in den letzten Wochen von ihren Posten entfernten russischen Generale ganz tüchtige Heerführer waren, allein sie hatten keine Erfolge oder konnten vielmehr keine haben, weil die Mittel, auf die sie sich angewiesen sahen, völlig unzureichend waren. Aus Privatbriefen russischer Offiziere ist bekannt geworden, daß die ostasiatische Flotte Rußlands zum Teil in einem arg verwahrlosten Zustande sich befand, nachdem alle bereits

vor Wochen und Monaten erfolgten Vorstellungen der betreffenden Kommandanten fruchtlos geblieben waren. Und wie bei der Marine, dürfte auch beim Landheere es an dem Nötigsten mangeln, wenigstens deutet die Rückverlegung der russischen Operationslinie darauf hin, daß Rußland noch mit der Sammlung der nötigen Streitkräfte beschäftigt ist. Das alles sind Defekte, die Japan von vornherein ein militärisches Übergewicht sichern; allein, man darf nicht vergessen, daß, je mehr der Krieg sich in die Länge zieht, dieses Übergewicht abnehmen muß. Alle Schilderer des fernen Ostens stimmen darin überein, daß der japanische Soldat leicht fanatisiert, erheblicher momentaner Kraftanstrengung fähig ist, daß er aber umso empfindlicher gegenüber dauernden Strapazen ist, die ein langer Feldzug mit sich bringt. Der Mangel der japanischen Armee an feldtüchtigem Pferdematerial macht sich bereits jetzt fühlbar, während die russische Armee mit einem kräftigen Pferdeschlag versehen ist, der noch überdies den Vorzug besitzt, daß er hinsichtlich Ernährung und Temperaturwechsel ungemein widerstandsfähig ist. Vor allem ist aber in Erwägung zu ziehen, daß mit jedem Kilometer, das die japanische Armee nach Norden vordringt, ihre Verproviantierung schwerer wird. Der Kampf, der im fernen Osten entbrannt ist, wird nicht durch eine Schlacht, nicht durch einen Feldzug entschieden werden, sondern vorraussichtlich Jahrzehnte dauern und wie man annehmen darf, mit dem entgiltigen Siege der Russen enden. Je größer aber die kulturelle Aufgabe Rußlands in Ostasien wird, desto mehr wird seine Politik im Westen des revolutionären Charakters entkleidet, den sie seit Peter dem Großen angenommen hatte, in der seltsamen Kooperation mit Napoleon I. aufs Stärkste entwickelte und deren letzter Abglanz noch auf dem letzten russisch-französischen Bündnisse liegt.

Kein erster Politiker in Österreich hat den Ausbruch des ostasiatischen Krieges begrüßt, weil er hoffte, das Rußland nun im Westen ohnmächtig, das Feld der Balkanpolitik für Österreich-Ungarn freigeben werde. Das wäre töricht. Der Kraftanstrengungen, deren Rußland bedarf, um sich an der unteren Donau zur Geltung zu bringen, wir des allezeit fähig sein; allein durch die Übernahme einer ungeheuren Kulturarbeit im fernsten Osten hat die Richtung seiner westlichen Politik sich von selbst geändert; sie ist heute nicht mehr revolutionär aggressiv, sondern konservativ, und daraus erklärt sich auch die politische Annäherung Rußlands an die beiden konservativen Kaisermächte Österreich-Ungarn und Deutschland, ein für die Erhaltung des Friedens in Europa äußerst wertvoller Wechsel in der politischen Konstellation, dessen Einwirkung auf die Entwicklung der Dinge auf der Balkanhalbinsel immer fühlbarer wird. Man ist noch nicht aller Sorgen ledig, aber die Gefahr eines Krieges, schrumpft zusammen, und wenn nächstens zu erwarten steht, daß die Pforte sich den begründeten Forderungen Österreich-Ungarns und Rußlands in der Gensdarmeriefrage fügen werde, so dürften

nach Beendigung dieser Angelegenheit auch die durch Natschovits zwischen Sofia und Konstantinopel geführten Verhandlungen rasch zum Abschluß kommen und dadurch einem sehr großen Teil der fatalsten Streitfragen die Spitze abgebrochen werden. Jedenfalls sind die Balkandinge in die Richtung einer friedlichen Entwicklung gebracht worden und darum ist auch auf die Versuche italienischer Politiker und Exminister, diese Entwicklung zu stören, nicht allzuviel Gewicht gelegt worden. Neuestens will man dem mit der Leitung der reformirten mazedonischen Gensdarmerie betrauten italienischen General Degiorgis die Aufgabe zuweisen, die russische und österreichisch-ungarische Zivilagenten zu kontrolliren und die Einbeziehung der beiden Bezirke Janina und Skutari in die Reformaktion zu erzwingen, so daß Italien als „Interessent" der Ostküste der Adria als Dritter den Reformmächten zugesellt werden müsse. Ein kindischer Versuch demagogischer Portefeuilljäger, die durch die Entflammung der italienische Bevölkerung das gegenwärtige Kabinett Giolitti stürzen wollen. Ein Erfolg dieser Umtriebe ist vollkommen ausgeschlossen, da gerade in dieser Beziehung zwischen den Regierungen in Wien und Petersburg völlige Übereinstimmung besteht. Von beiden Seiten besteht man auf der Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes in der Adria; da dieses aber gestört werden würde, wenn Italien in die Stelle eines Interessenten in Albanien rücken wird, so haben alle Anstrengungen, die in dieser Beziehung gemacht werden, keine Aussicht auf Erfolg, zumal in die bisher defensive Politik der Mächte durch Italien ein aggressives Element eingeführt werden würde. An diesen in Wien und Petersburg fest begründeten Anschauungen werden auch die Verhandlungen nichts ändern, die nach einer Andeutung des italienischen Ministers des Äußern Tittoni gegenwärtig zwischen Rom und Petersburg geführt werden.

Mit großer Spannung hatte man beim Ausbruche des ostasiatischen Krieges nach Paris gesehen. Übereifrige sahen bereits das englisch-japanische und das russisch-japanische Bündnis in Aktion treten. Es kam anders. Die Möglichkeit eines Eingreifens europäischer Mächte in den russisch-japanischen Waffengang schwand und die Chancen einer englisch-französischen Annäherung wurden durch die Explosion an den Ufern des gelben Meeres nicht nur nicht vernichtet, sondern entwickelten sich ungestört zu Einzelabkommen, die die zwischen England und Frankreich strittigen Fragen bezüglich Egyptens, Marokkos, Siams und Neufundlands betreffen, jedoch noch der Unterzeichnung bedürfen. England soll demnach in Egypten, Frankreich dagegen in Marokko freie Hand erhalten. Von Paris aus dementiert man zwar, allein die plötzliche Abreise des spanischen Botschafters von Paris verrät deutlich, daß Spanien aus der marokkanischen Frage ausgeschaltet werden soll. Allerdings hat man in London und Paris Grund, sich mit dem Anschlusse zu beeilen, da die Positionen beider Ministerien stark erschüttert sind. Die englischen Liberalen sprechen bereits schon von dem Sturze

Balfours nach Ostern, Combes erleidet eine parlamentarische Niederlage nach der andern und ist dem Sturze bisher nur entgangen, weil er es vermied, die Vertrauensfrage zu stellen, obgleich es sich um seine ureigenste Aktion gegen die Kongregationen handelt. Über eine verläßliche parlamentarische Majorität verfügt er nicht mehr. Die Majorität stimmt zwar im Prinzipe allen seinen kirchenfeindlichen Maßregeln zu, allein hinsichtlich der Durchführung erstreckt sie die Termine. Um dieses Spiel zu verstehen, muß man sich in die politischen Anschauungen des bürgerlichen Frankreich versetzen. Auch ein großer Teil der Radikalen ist dem von Combes geführten Kampfe gegen die Kirche abgeneigt, allein sie erblicken in diesem Kampfe eine Versicherung gegen die sozialdemokratische Gährung. Jaurés, der sozialdemokratische Führer, der radikalbürgerlichen Politikmacht, hat das kürzlich ganz deutlich verraten, indem er erklärte, erst müsse der Kampf gegen die Kirche zu Ende geführt werden und dann könne erst die soziale Reform beginnen. Man wirft also die Kirche der revolutionären Bewegung zum Opfer hin, um die bürgerliche Gesellschaft vor der sozialen Revolution zu bewahren. Darum die langen Termine für die Durchführung der Gesetze Combes', die den Kampf gegen die Kirche in endlose Länge ziehen, die Sozialdemokratie fortgesetzt mit der kirchlichen Frage beschäftigen und die Termine für die soziale Reform in die fernste Ferne rücken sollen. Bedenkt man, daß in Paris nach wie vor die haute banque herrscht, so wird das Verständnis für die Vorgänge in Frankreich wesentlich erleichtert.



Kunstausstellungen.

Sezession. — Hagenbund. — Salon Pisko.

Die gegenwärtige Ausstellung der Sezession ist verhältnismäßig rasch und einfach zu überblicken, da bloß sieben Künstler, jeder durch hinlänglich viele und charakteristische Werke vertreten, vorgeführt werden. Nach dem Vorwort des Kataloges soll „Das Streben ins Monumentale, Einfache" das den Sieben Gemeinsame sein.

Diese Charakterisierung ist nicht ganz richtig, weil sie allzu Verschiedenes unter einem Hut zu vereinigen trachtet. Gallens und Laages Streben nach Einfachheit ist nicht nur nicht dasselbe, sondern überhaupt nicht verwandt. Mir scheint eine noch allgemeinere Fassung dessen, „was den Charakter der Ausstellung bestimmt", besser am Platze zu sein. Der Besucher der Ausstellung wird mit sieben Leuten bekannt gemacht, von denen sich kaum einer um die Schablone kümmert, sondern jeder auf seine eigene Façon selig werden will. Die einen tun es in aller Einfalt, wenig achtend auf das, was ihre Berufsgenossen tun und wollen, nur der Stimme lauschend und gehorchend, die in ihrem Innersten erklingt, so Absonderliches sie auch zuweilen raunen mag. Die anderen tun es, wohl vertraut mit

der Kunst der Gegenwart und der Vorzeit, aber sich förmlich gewaltsam von allem Vorbildlichen abkehrend und trotzig das als ihr Eigenstes Erkannte pflegend und steigernd. Man bekommt in der Ausstellung wenig Gefälliges, mitunter recht Abstoßendes, wenig Vollendetes, viel bloß Gewolltes zu sehen, und doch ist der Gesamteindruck erfreulich, ich möchte fast sagen: erhebend.

Ein Bauernjunge schnitzt, bloß dem eigenen Triebe folgend, ohne jegliche fremde Anleitung aus einem Stücklein Holz eine menschliche Gestalt, und in der Stadt gießt jemand mit Hilfe einer Form ein Menschenbild aus Gyps. Mag der Model auf das bewunderungswürdigste Original des größten Meisters zurückgehen, es wird immer Leute geben (und Gott sei Dank, daß es solche gibt!), denen das unbeholfene Schnitzwerk mehr sagt als der säuberliche Abguß. Ich weiß wohl, daß der Vergleich hinkt, und seine wunde Stelle habe ich schon oben vorweg genommen, indem ich andeutete, auf wie verschiedene Art Gallén und Laage primitiv sind, und doch glaube ich, erklärt das von mir gewählte Bild am besten, warum, wer einigermaßen mit dem künstlerischen Schaffen der Gegenwart vertraut ist und in seine Zusammenhänge Einblick hat, diesmal die Sezession in so gehobener Stimmung verläßt, während er in den meisten anderen Ausstellungen voll gefälliger Dutzendware deprimiert wird.

Den größten Raum nehmen die Werke des Schweizers Hodler ein. Es waren bisher nur vereinzelte Bilder von ihm zu sehen, die kaum anders als abstrus wirkten. Diesmal aber fällt unter vielem Befremdlichen eine Reihe von Arbeiten auf, an denen nur Unverstand oder Böswilligkeit etwas zu tadeln finden können, ich meine vor allem Bilder von der Art der „Enttäuschten“ und der „Nacht“. Werke, wie diese warnen zur Vorsicht in der Beurteilung der anderen. Inwieweit Hodler die von ihm mit den simpelsten und drastischesten Mitteln angestrebte möglichst monumentale Wirkung auch tatsächlich erreicht, zeigt sein „Tell“, dessen ungeschlachte Größe durch den riesigsten Raum nicht beeinträchtigt werden dürfte.

Amiet ist von Hodler stark beeinflußt, doch ist er viel lyrischer als dieser und scheint mir in seiner „Winterlandschaft“ sein Bestes zu geben.

Erschrecklich hingekleckste Sachen, die sich erst in großen Distanzen zur Bildwirkung zusammenschließen, sind von Munch zu sehen. Seine Bilder sind in einem zu kleinen Raum aufgehangen, als daß sie von einem normalen Auge gerecht beurteilt werden könnten. Das „Porträt der vier Jungen“ macht z. B. erst in der kleinen Reproduktion des Kataloges den lebendigen Eindruck, den es im engen Zimmer der Sezession schuldig bleibt. Die vier Knaben reihen sich einigen radierten und lithographierten Porträten Munchs an, auf denen in meisterhafter Weise ein charakteristischer Ausdruck festgehalten ist. Wie es ihm hauptsächlich darauf ankommt, eine vorüberhuschende Stimmung zu fixieren, zeigen einige seiner Landschaftsskizzen. Seine Freude am Scheußlichen und Gräßlichen kommt vielfach zum Ausdruck, in herzbeklemmender Weise auf dem Bilde „Der Tod und das Kind“.

Einen lang verstorbenen Künstler lernen wir in Hans v. Marées kennen. Wären von ihm nur die beiden Porträte und etwa „Der heilige Martin“ und die „Entführung des Gangmed“ zu sehen, so würde man die Bewunderung, die diesem Künstler heutzutage gezollt wird, leichter verstehen, auf

den übrigen ausgestellten Werken aber kann der vornehme Galerieton die vielen zeichnerischen Unzulänglichkeiten nur schwer vergessen lassen. Gleichwohl muß man sich vor diesen Bildern bewußt sein, daß sich in ihnen ein hochbedeutender Künstler offenbart, der auf die Entwicklung der deutschen bildenden Kunst von nachhaltigem Einfluß war. Denn Marées ist es, der zu einer Zeit, da der theatralische Naturalismus im vollen Schwange war, nach einfachem, hohen Stiel rang. Unbekannt, mißverstanden und verhöhnt, blieb er sich selber treu. Was er, mit allzu schwachen Kräften begabt, nur gewollt und nicht erreicht hat, ist nicht verloren gegangen, sondern von anderen übernommen und mit größerem Erfolg ausgeführt worden. Davon zeugen nicht nur die Werke seines Schülers und Freundes Hildebrand, sondern auch die fernerstehender Künstler, z. B. Thomas und Klingers.

Emil Rudolf Weiß ist im einfachsten seiner Werke voll Raffinement, das sich mit dem Besten in der Kunst aller Zeiten wohl vertraut zeigt. Er hat einen eigenwilligen, höchst persönlichen Geschmack, der sich namentlich in gewissen, ungemein suggestiven Farbenzusammenstellungen äußert. Am besten ist er wohl in seinen Blumenstücken und in Bildern wie „Das Haus" und „Liebespaar in einer Laube".

Ehrlich primitiv ist Wilhelm Laage, der gleich dem von ihm so grundverschiedenen Weiß bei uns bisher nur als Graphiker bekannt war. Seine Landschaften üben in ihrer einfach herzlichen Art eine rührende Wirkung aus. Laage mutet wie ein Künstler an, der unberührt vom Rollen des Zeitenrades, einzig und allein auf sich selbst steht und die Natur für sich selbst gleichsam aufs neue entdeckt.

Ludwig v. Hofmann ward 1894 hier in Wien wegen seines Bildes „Verlorenes Paradies" heftig angegriffen. Von einem kühnen Neuerer ist an ihm nichts mehr zu verspüren. Er zeigt sich beinahe nur mehr als geschmackvoller Dekorateur. Eigentliche Freude erweckt nur das Bild „Eine heiße Nacht", das freilich einen unwiderstehlichen Stimmungszauber ausübt.

Axel Gallén fällt wie Hofmann gegenüber den vorher besprochenen Künstlern eigentlich etwas ab: er kann zu viel. Die Geschicklichkeit, von der alles zeugt, ist zu aufdringlich, und die Einfachheit, für die er sich nunmehr entschieden hat, wirkt fast nur als Maske.

Über den Holländer Thorn Prikker werden wohl am meisten die Köpfe geschüttelt. Eine Reihe seiner Bilder, die nach dem Titel etwas darstellen sollen, besteht nur aus unentwirrbaren Linien und Strichelchen. Ein Plakat zeigt, daß er allem Anschein den altirischen Miniatoren, die jede Form in vielfach verschlungene und verknotete Linien verwandelt haben, wesensverwandt ist. Nichts liegt ihm ferner als porträtmäßige Wiedergabe der Wirklichkeit, sein Ziel ist bloß eine angenehme dekorative Wirkung.

Die Ausstellung des Hagenbundes ist gleichfalls einfach gegliedert. Der Hauptraum birgt den künstlerischen Nachlaß Leopold Burgers. Wie das Ringen mit einzelnen gar nicht so komplizierten Motiven beweist, war er ein bescheidenes Talent, das sich jeden Erfolg mit harter Mühe erkämpfen mußte. Ergreifend wirkt es, wie sich durch die meisten von des Jungverstorbenen Werken der Gedanke an das Ende hindurchzieht. In Bildern wie der „Irdischen und

himmlischen Liebe" und den „Vier Jahreszeiten" erschöpft sich wohl seine künstlerische Eigenart.

Als Gäste treten die Mitglieder des „Bundes zeichnender Künstler in München" auf. Unter ihnen finden sich etliche Namen, die durch Fischer & Frankes Publikationen „Jungbrunnen" und „Theuerdank" bekannt geworden sind; zum Beispiel Ernst Liebermann, Beck-Gran, Becker-Gundahl und Alois Kolb. Der als Autor und Illustrator von Kinderbüchern so beliebte Kreidolf wirkt recht dilettantisch, dagegen hat Franz Hoch eine großzügige farbige Originallithographie „Der Gletscher" ausgestellt und verraten die Radierungen Albert Weltis eine starke Künstlerindividualität, wenngleich freilich die meisten und besten Blätter schon etliche Jahre alt sind.

Von den eigentlichen Mitgliedern des Hagenbundes und den wenigen unter sie verteilten Gästen ist nicht viel Neues zu vermelden, nur daß Simays ja ganz gut, aber doch recht äußerlich gezeichnete Affen etwas zu viel Platz einnehmen. Dasselbe wäre man auf den ersten Blick auch von Leflers Figurinen zu sagen geneigt, doch freut man sich bald, überhaupt wieder etwas von dem liebenswürdigen Künstler zu Gesicht zu bekommen, und eines nach dem anderen der reizenden Blätter betrachtend, bedauert man schließlich sogar, daß ihrer nicht mehr sind. Die einzelnen Figuren, nicht nur voll Geschmack gezeichnet und koloriert, sondern auch voll Liebe den Intentionen des Dichters nachgeschaffen, zeigen so recht, welch geborener Illustrator Lefler ist. Hoffentlich findet er bald wieder Zeit und Gelegenheit, diese Gabe auszunützen.

Pisko hat eine stattliche Kollektiv-Ausstellung von Werken Otto Friedrichs veranstaltet. Der junge bescheidene Künstler, von dem man in der Sezession nur wenig sah und der größeren Kreisen bisher fast nur als Zeichner bekannt war, offenbart hier ein nicht gewöhnliches malerisches Talent, das, zwar noch von fremden Einflüssen abhängig, schon in den frühesten Arbeiten hervortritt, auf den jüngeren und jüngsten aber bereits durchaus selbständig ausgebildet ist. Neben vorzüglichen, zum Teil raffiniert beleuchteten weiblichen Akten, fallen vor allem die famosen „Stimmungen um St. Stephan in Wien" auf. Auch gute Porträte finden sich, und gleicherweise interessieren die vorzüglichen, flott und sicher hingeworfenen Skizzen. Die größeren Kompositionen verraten, soweit sie mehr als gute Akte bieten wollen, nach welcher Richtung hin sich der Künstler noch weiter entwickeln muß.

Die Aquarell-Ausstellung im Künstlerhaus, die diesmal ausnahmsweise früh geschlossen wurde, habe ich leider zu besuchen versäumt.

Agathon.

Theater.

Die Theatersaison steht gegenwärtig auf ihrem Höhepunkt und das Interesse des Publikums konzentriert sich auf das Raimund- und das Deutsche Volkstheater, welche beide gerade zur richtigen Zeit ihre großen „Schlager" gebracht haben. Zwei sogenannte Tendenzstücke streiten um die Palme, ein zivilpolitisches und ein militärpolitisches. Ersteres wurde in der Stille vorbereitet, um am Abend der Erstaufführung wie eine Bombe zu wirken, letzteres wurde schon geraume Zeit mit berechtigter Spannung aus dem deutschen Reich erwartet, auch ihm blieb trotz der allgemeinen Kenntnis des Inhalts die gerechte Wirkung

nicht versagt, — ja es wirkte sogar tiefer und nachhaltiger als das erstgenannte Stück, weil die Interessengruppe, um die es sich handelt, eine der größten sozialen Mächte ist, und weil der Dichter niemals vergaß, daß es seine Aufgabe war, in erster Linie ein Drama zu schreiben und erst in zweiter Linie ein Tendenz- oder Kampfstück.

Der Inhalt beider Stücke ist so bekannt, daß eine Nacherzählung desselben wohl überflüssig ist. Interessanter erscheint es, beide Stücke zu vergleichen.

Rudolf Hawel betrat nach langer Pause mit der Komödie „Die Politiker" die Bühne des Raimundtheaters. Seit seiner bereits abgespielten „Mutter Sorge", die dem Neuling auf dramatischem Gebiet wohlverdiente Ehren brachte, hatte er keinen Erfolg aufzuweisen, denn ein Legendenstück, das im Deutschen Volkstheater aufgeführt wurde, fiel gänzlich ab. Es ist ein alter Fehler der Dramatiker, die einen ersten großen Erfolg haben, daß sie pretentiös werden. Der Dichter des Volksstücks „Mutter Sorge" verließ verachtungsvoll den Boden seiner Heimat und stieg in die mystischen Wolken und Verse der Legende. Als er aus diesen Wolken herabgefallen war, hat er sich grollend zurückgezogen; Bitternis erfüllte ihn — und er begann ein neues Stück zu schreiben und er nahm Groll und Bitternis — diese alten Fäden menschlicher Handlungen — und webte daraus ein düsteres Zeitbild. Es soll veranschaulichen, wie die Politik, oder richtiger, die politischen Parteien auf den Stand, dem Herr Hawel angehört, den Lehrerstand, zersetzend wirken, — das ist das engere Bild. Das weitere Bild aber läßt in dem Lehrerstand die der Politik zugeneigte Bevölkerung überhaupt erblicken, und zwar speziell die Bevölkerung Wiens, das zeigen Charaktere, Typen, Parteischattierungen und allerlei Anspielungen zur Genüge. Wir haben es also mit einem satirischen Wiener Stück zu tun, und weil auch der verstorbene Karlweis satirische Wiener Stücke schrieb, hat man Hawel bereits als den Nachfolger Karlweis' proklamiert. Das erscheint zumindest verfrüht. Die Satire und vor allem die Wiener Satire braucht auch viel Sonne, das hat schon Raimund bewiesen. Auch Karlweis konnte spotten und kränken, aber auch er konnte dazu lachen und lächerlich machen. Die grimmige Dichterpose, in der Hawel diesmal erscheint, schließt jedes Lachen, jede Sonne aus. Er sagt Wahrheiten, — o Wahrheiten, die leider nur zu wahr sind, er schildert von der politischen Parteistreberei angefressene Menschen, wie man sie bei uns begegnen kann, er zeichnet das Martyrium eines von Parteihaß verfolgten und in den Tod getriebenen Mannes und dann die kampfesmutige Begeisterung der „Jungen", die, indem sie sofort selbst zur „Partei' werden, sich gegen die „andere Partei" erheben. Die „Jungen", die „Anderen", die „Partei", alle diese politischen Fleischwerdungen sind aus naheliegenden Gründen verschleiert, sind aber mit Fingern zu weisen. Aus diesem politischen Material hat Hawel eine dramatische Handlung gebaut, die sich aus Wahrem, Erlebtem, Geschautem und peinlich genau Beobachtetem zusammensetzt; mit starker Hand hat er geeignete Typen gewählt, die er mit den Attributen der verschiedenen politischen Theorien bekleidet, und daß diese Typen, die eigentlich die Repräsentanten abstrakter Begriffe oder Untugenden sind, uns wie Menschen von Fleisch und Blut erscheinen, daß er diese Wandlung möglich macht, das zeigt, daß Hawel wahrhaft ein Dramatiker ist. Daß es ihm aber nicht möglich wurde, das Erschaute, Erlebte, Beobachtete zu einem Guß zu vereinigen, sondern daß das Stück wie ein aus ausgezeichnete

gemachten dramatischen Einzelszenen zusammengesetztes Mosaik-Drama erscheint, das zeigt, daß der Politiker stärker war als der Dramatiker und letzterer auf Kosten des ersteren zu kurz kommt. Und so erreicht Hawel seinen „Vorgänger" Karlweis noch lange nicht.

Abgesehen davon, daß es Hawel schwerlich einer einzigen politischen Partei recht gemacht hat, denn seine Steine treffen alle Parteien, muß es gewiß den dramatischen Schwung jedes Dichters haben, wenn er sich zu einer persönlichen Meinung, zu einer Farbe bekennen kann. Der Dichter des Tendenzstückes wird glühender, beredter, mit einem Wort, dramatischer, wenn er selbst sein Ich in die Wagschale wirft und aufhört objektiv zu sein; die subjektive Dichtung ist es allein, die hinreißen kann. Und es genügt nicht, daß Hawel mit derselben Genauigkeit endet, mit der er begonnen hat, und logisch schließt: A ist nichts wert, B ist nichts wert, Schluß: A und B sind nichts wert.

Dramatisch bedeutender ist das militärpolitische Stück, das militärische Drama „Zapfenstreich" von Franz Adam Beyerlein, das im Deutschen Volkstheater mit glänzendem Erfolg aufgeführt wurde und ein Kassenstück geworden ist. In diesem Stück ist nichts ausgeklügelt und aus kleinen Wahrheits-Mosaikchen zusammengesetzt, es ist voll Leidenschaft in einem Guß in die dramatische Form geflossen, es stürmt so hinreißend packend vorüber, daß man während der knappen Spielzeit gar nicht auf den Gedanken kommt, eine Tendenz zu suchen und erst nach dem Ende des Stückes damit beginnen kann, sich diese Tendenz herauszuschälen. Selbst die berühmte Kriegsgerichts-Szene im dritten Akt, welche doch den Zuschauern nur wiederholt, was sie bereits selbst gesehen haben, ein dramatischer Vorgang, der in der Regel mit Recht für höchst undramatisch gehalten wird und die Wirkung meist verschleppt, wird durch die dichterische Kraft, mit der dieser Vorgang belebt ist, durch die ausgezeichnete Mache, nicht nur nicht zum Hemmnis, sondern zum Mittelpunkt der Handlung.

Mit guter Berechnung hat der Dichter den Boden, auf dem sich der Sergeant Helbig und der Leutnant von Lauffen begegnen, auf der Liebe zum Weibe aufgebaut. Daß der Leutnant Klärchen, die Tochter des alten getreuen Wachtmeisters Volkhardt und die Braut des Sergeanten, verführt und so die beiden Untergebenen, Vater und Bräutigam, betrügt, macht die Insubordination des Sergeanten und seinen tötlichen Angriff auf den Verführer jedermann sympathisch. Auf diesem Boden der Liebe und der Ehre kann nicht der Sergeant dem Leutnant, sondern hier muß der Mann dem Manne gegenüberstehen, so war es von Anbeginn der Zeiten an. Es kann keine Ehre geben, die durch Subordination in eine minderwertige Ehre gewandelt wird. Daß der soziale Unterschied zwischen Offizier und Unteroffizier diese Gleichwertigkeit nicht anerkennt, daß der kriegsrechtlich schwerwiegende Begriff der Subordination wie eine Mauer dazwischen steht und daß der Offizier in dem Glauben, daß ihn diese Mauer schützt, die Ehre des Unteroffiziers wissentlich verletzt, das ist das tragische Moment des Stückes, und um so tragischer, weil diese Tragik mitten unter uns lebt, zugleich aber auch die Tendenz, die sich in den Worten Luft macht: „So'n Leutnant ist doch auch nur ein Mensch!" Man tut Unrecht, mehr in dem Stücke zu suchen und ihm insbesonders eine militärfeindliche Tendenz zuzuschreiben. Daß von Militärfeindlichkeit keine Rede sein kann, beweist die glänzend geführte

Szene des Kriegsgerichtes, der gesetzmäßige, aber durchaus ehrenhafte Vorgang desselben, die groteske Kavalleristenfigur des Rittmeisters Grafen Lehdenburg, der doch, als es darauf ankommt, zeigt, daß er das Herz auf dem rechten Fleck hat, und der korrekte Leutnant von Höwen, der das gerade Gegenteil jenes „schnoddeigen" preußischen Leutnantstums ist, das der Leutnant von Lauffen in der typischen Mischung von Leichtsinn, Schneidigkeit, Weichheit, Rohheit und Schwachheit repräsentiert.

Beide Stücke waren sehr gewissenhaft inszeniert und wurden ausgezeichnet gespielt. In den Politikern taten sich die Herren Thaller, Kirschner und Lackner hervor, im „Zapfenstreich" vor allem Herr Kramer, der den Leutnant von Lauffen mit großer Kunst charakterisierte, und die Herren Kutschera, Jensen, Raeder und Brandt; letzterer (als Rittmeister Graf Lehdenburg) zeigte wieder, daß er einer der besten Charakter-Schauspieler ist. Unzulänglich war Herr Weiß als Wachtmeister Volkhardt, er war in dieser Rolle wie aus Holz geschnitzt. Fräulein Wallentin paßt durchaus nicht für das Klärchen. Die Namen Tyrolt und Retty schwebten auf allen Lippen.

Auch das Hofburgtheater ist mit einem Militärstück gekommen; daß dasselbe nur sehr „militärfromm" und ein Lustspiel sein konnte, war eigentlich selbstverständlich. Das Lustspiel „Die Jakobsleiter" von Gustav Davis hat keine gefährlichen Tendenzen, es hat nur die Tendenz, zu unterhalten. Denn daß der junge Oberleutnant von Leßlingen durch seine Verlobung mit Edith, der Tochter des Ministerkandidaten Baron Greineck, in die Lage kommt, zwischen dem Dasein eines gewöhnlichen Truppenoffiziers und eines Generalstäblers zu schwanken, ist kein ernstgemeinter Konflikt und soll nur dazu dienen, die Avancementstufen eines Generalstäblers mit der alttestamentlichen und patriarchalischen Jakobsleiter zu vergleichen, ein Vergleich, der das Schwächste an dem Stück ist. Sonst geht das gefällige Stück seinen flotten Weg und bemüht sich, Leßlingen von Edith zu trennen, ihn mit der militärgelehrten Hauptmannstochter Rose Eckert zu verbinden und Edith einen Ersatz in dem Hauptmann von Settin zu verschaffen, was dem Verfasser auch bestens gelingt. „Die Jakobsleiter" ist eine würdige Nachfolgerin des „Heiratsnestes". Außerdem kann Davis für sich den Ruhm beanspruchen, daß in seinem Lustspiel die Schauspieler zum erstenmal vorschriftsmäßige österreichische Militäruniform tragen durften. Gespielt wurde ebenfalls sehr flott, die Damen Witt (Edith) und Retty-Albach (Rose) und Herr Korff (von Leßlingen) taten ihr Bestes.

Einen weniger guten und von zahlreichen Widersachern bestrittenen Erfolg hatte im Hofburgtheater das Schauspiel „Rose Bernd" von Gerhart Hauptmann. Die Handlung des Stückes ist bei dem langsamen Fortschreiten desselben peinigend; man wird es nachgerade müde, sich im Theater quälen zu lassen.

Bei einem so starken Dramatiker wie Gerhart Hauptmann hat bereits bei den letzten Stücken und insbesonders bei „Schluck und Jau" und dem „Armen Heinrich" befremdet, daß die Handlung so langsam vorschreitet, daß die dramatische Erfindung so dünn ist, daß das Stück mühsam und mit Zuhilfenahme außerhalb des Rahmens der Handlung liegender Ereignisse zu einem, die normale Spielzeit ausfüllenden Stück ausgedehnt und sozusagen „auswattiert" ist. Und besonders „Rose Bernd" ist ein böser Rückschritt von der wirkungsvollen Spann-

kraft der Komödien „Der Biberpelz“ und „Kollege Krampton“, in welchen die Kunst des Dramatikers, der sprühende Dialog und das stürmische Tempo Bewunderung erweckten.

Der Erbschollebesitzer Christoph Flamm, den eine gelähmte Frau nicht mehr fesseln kann, und der jung und kräftig genug ist, um sich mit Erfolg nach einem frischen Mädchen umsehen zu können, verführt Rose Bernd. Der Maschinist Streckmann, der Don Juan des Dorfes, der von dieser Verführung Kenntnis erlangt, möchte auch gar zu gerne Roses Verführer sein; er erklärt ihr deshalb mit frivoler Unverschämtheit, daß er dem ganzen Dorf eine Geschichte erzählen werde, wie man Flamms Liebste wurde, wenn er nicht desselben Glückes teilhaftig würde. Weil Rose die Schande fürchtet, nimmt sie mehr Schande auf sich — und Streckmann bleibt Sieger. Außerdem besitzt Rose Bernd einen Bräutigam, den kränklichen Buchbinder August Keil, der die ernstliche Absicht hat, Rose zu heiraten. Ihretwillen gerät Keil mit Streckmann in Streit, und der Maschinist schlägt dem unglücklichen Bräutigam ein Auge aus. So kommt der Streit, der Grund des Streites und Rose Bernd vor das Gericht vor die Öffentlichkeit. Streckmann verteidigt sich, indem er erzählt, daß er Rose besessen habe, und die in die furchtbarste Enge getriebene Rose schwört, daß dies nicht der Fall war. So häuft sie zu der Schuld der Liebe noch den Meineid und ihr Fall wird ganz hoffnungslos, da sie sich Mutter eines Kindes fühlt, das von Flamm stammt. Die gütige Frau Flamm, deren Geist bei der Lähmung des Körpers beinahe hellsehend geworden ist, versteht es, Rose das furchtbare Geheimnis zu entreißen, aber ihre Milde sammelt glühende Kohlen auf Roses Haupt; sie geht hin und wird wahnsinnig und erzählt, daß sie ihr Kind umgebracht habe; ob dies wirklich geschehen ist und was weiter aus Rose Bernd wird, erfährt man nicht, denn der Vorhang fällt dazwischen.

Um diese Handlung rankt sich viel Beiwerk, das zur Milieu-Schilderung gehört: der schlesische Dialekt, die Stimmung des Dorfes und des Feldes, die Fruchtbarkeit der mütterlichen Erde, die in vollen Garben prangt, die des Schnitters harren. Bei der Aufführung hat man den Dialekt weggelassen und hiermit ist die Bodenständigkeit des Stückes, ein guter Teil seines Erdgeruches verloren gegangen; so hat es greller, qualvoller gewirkt, als es mit allen Stimmungsattributen versehen gewirkt hätte.

Im Rahmen einer Novelle wäre bei der meisterhaften Charakteristik der Personen, der Leidenschaft und der Stimmung des Ortes ein Meisterwerk zustande gekommen; als Drama zeigt die Behandlung dieses Stoffes wohl bruchstückweise Spuren des Meisters, kann aber unmöglich befriedigen.

Das Stück, das heute bereits vom Repertoire verschwunden ist, hat Frau Medelsky Gelegenheit gegeben, sich auszuzeichnen. Ihre Rose Bernd atmete Leidenschaft und Liebe, eine frische Sinnlichkeit, wie sie dem Dichter wohl vorgeschwebt haben mag. Und grausig und wahrheitsgetreu brachte sie ihre Seelenqual und schließlich den Wahnsinn zum Ausdruck. Neben ihr boten Frau Römpler-Bleibtreu (Frau Flamm) und die Herren Reimers (Flamm), Devrient (Streckmann) und Gregori (Keil) ausgezeichnete Leistungen. Herr Devrient hatte wieder seine Stammaufgabe, einen äußerlich glänzenden und verwerflichen Menschen darzustellen, welche Aufgabe er stets mustergiltig löst, und

Herr Gregori brachte die überaus schwierige Rolle des Buchbinders Keil, die ein Gemisch aus Schüchternheit, Feigheit, Frömmelei und Ehrenhaftigkeit ist, zu starker Wirkung. A. O.

Besprechungen und Notizen.

Dr. J. Loserth, Geschichte des späteren Mittelalters von 1197 bis 1492; Alwin Schultz, das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (beide München, R. Oldenbourg, 1903). — Die beiden stattlichen Bände sind die letzten des encyklopädisch angelegten „Handbuch der Mittelalterlichen und Neueren Geschichte" von G. v. Below und F. Meinecke; beide Bände zufällig Werke des Fleißes österreichischer Gelehrter! — Loserth schloß mit seinem Buche langjährige Studien und Untersuchungen über ein bis vor kurzem wenig gepflügtes Gebiet der Historie ab und er sah den richtigen Zeitpunkt hiefür gerade jetzt gekommen, da während der zwanzig Jahre seines Sammeleifers eine Menge von Einzelbearbeitungen kleinerer Zeiträume und hervorragender regierender Persönlichkeiten, Regestenwerke, Ausgaben der Reichstagsakten, der auf die betreffende Epoche bezüglichen Aktenstücke des vatikanischen Archivs usw. erschienen waren, eine stupende Masse geschichtlicher Erkenntnisse, die endlich der Sichtung und Zusammenfassung bedürftig erschienen. Wie von selbst zerfällt dem gelehrten Verfasser der gewaltige Stoff in zwei Hauptteile, durch imponierende und herrschende Ideen gebunden: der erste Teil beschäftigt sich mit der päpstlichen Weltherrschaft, ihrer Eigenart und ihrer Stellung zu den immer mächtiger widerstrebenden Kräften im eigenen Hause und in den einzelnen Staaten, obenan in Deutschland; der zweite Teil schildert die unablässigen Versuche der kirchlichen Opposition, an die Stelle der Autorität des Papsttums die der versammelten Väter der Kirche zusetzen, „eine repräsentative Verfassung der Kirche zu schaffen", und Hand in Hand damit die Zersetzung der alten Lebensformen und Anschauungen durch den Humanismus und die Ausbildung der Großmächte und der Idee der Gleichgewichtspolitik unter denselben an Stelle der einstigen Führung der zivilisierten Menschheit durch die in Rom gekrönten Kaiser des heiligen römischen Reiches. Jedem Abschnitte und jedem Kapitel ist die erschöpfende Reihe von Quellen und Hilfsschriften vorausgestellt, die der Verfasser für den speziellen Gegenstand benützt hat, wobei die Kenntnis und Heranziehung der trefflichen und schon längst grundlegenden Quellensammlungen von Wattenbach und Lorenz als selbstverständlich vorausgesetzt wird. Als Glanzpartien der Darstellung nach Inhalt und Form könnte wohl der Abschnitt über den Humanismus bezeichnet werden (S. 613—644). — Alwin Schultz befaßt sich mit dem häuslichen Leben der Kulturvölker in alter Zeit (15. — Ende des 18. Jahrhunderts) und beleuchtet damit eine bisher besonders stiefmütterlich behandelte Seite der Kulturgeschichte der Menschheit. Der Gelehrte unternimmt seine Streifzüge in diese wenig bekannte Welt von einer breiten Basis aus, denn er hat längst von benachbarten Höhen Rundschau gehalten und da und dort bereits das „häusliche Leben" der Völker gestreift, so in seinen weiten Kreisen bekannten Werken: „Höfisches Leben zur Zeit der Minnesinger" und „Deutsches Leben zur Zeit des 14. und 15. Jahr-

hunderts". Das häusliche Leben der romanischen Völker, besonders französische Sitten und Gebräuche, in der Zeit des Übergewichtes des Germanentums nur nebenher bemerklich, wird für die späteren Zeitläufte, die der Verfasser in dem nun vorliegenden Bande behandelt, in dem Maße vordringlich, ja die Hauptsache, als auch die französische Politik mit Glück die deutsche Vorherrschaft untergräbt und sich tonangebend an deren Stelle zu behaupten weiß. Von da ab zersetzt französische Art auch das häusliche Leben der Deutschen und gewinnt bei diesen und anderen Völkern zum Schaden nationaler Eigenart die Herrschaft; dies der rote Faden, der sich durch Schultz' Darstellung zieht.

Der Verfasser ist bei seinen Untersuchungen zunächst auf die weit zerstreuten literarischen Überlieferungen angewiesen, und zwar ist er genötigt, ohne Rücksicht auf größeren oder geringeren wissenschaftlichen Wert seine Quellen zu wählen; ja gerade kleine Geister bieten ihm mehr, da diese das Alltägliche mit Vorliebe zum Gegenstande ihrer Betrachtungen machen; manchmal kommt ihm das Raisonnement über die negativen Seiten des Lebens zustatten, wie selbe in Schmähschriften und Satieren aller Art, freilich nicht selten mit scharfen und faktiösen Schlagschatten, gezeichnet werden. So benützt er fleißig des rauhen Fischart „Geschichtsklitterung" und des Hippolyt Quarinonius einfältiges Buch „Die Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechts usw.", Ingolstadt 1610. Diesem biederen Tiroler Arzt — er lebte in Hall — war das Nackte verhaßt, das sich nach dem Eindringen humanistischer Ideen so großer Beliebtheit erfreute; sammelte doch damals selbst der verschlossene Kaiser Rudolf II auf dem Hradschin eifrigst derartige Kunstwerke! Außer der bodenständigen Literatur nutzt Alwin Schultz auch nach Tunlichkeit die reichlich in Illustrationen vor Augen geführten Kunstdenkmäler aus, um die lebendige Anschauung des Lesers rege zu machen. Dabei zieht er gerne Hirths „Kunstgeschichtliches Bilderbuch" heran und reproduziert passende Stücke, natürlich wieder ohne Rücksicht auf deren künstlerischen Wert. So gestaltet sich das vorliegende Werk zu einer Art „angewandter Kunstgeschichte".

Der Verfasser teilt seinen Stoff in folgende Kapitel: 1. Die Wohnung; 2. Die Familie; 3. Die Kleidung; 4. Essen und Trinken; 5. Beschäftigung und Unterhaltung; 6. Tod und Begräbnis. Zuerst wird jeweilig Sitte und Gebrauch an den Fürstenhöfen, dann beim Bürgertum der Städte, endlich bei der Bauernschaft erörtert. Letztere kommt am wenigsten in Betracht, da deren Bedeutung für die in Rede stehende Epoche sehr gering ist und infolge dessen deren häusliches Leben in fast unbeachteter Verborgenheit sich abwickelte. Mit glücklichem Griff stellt Alwin Schultz bestimmte Persönlichkeiten, über deren privaten Lebenswandel man wohl unterrichtet ist, als Typen ihres Standes auf, so Hans von Schweinigen für den herabgekommenen Ritterstand.

Die in Bezug auf Vollständigkeit und Übersichtlichkeit ganz neue Studie über das häusliche Leben einer verflossenen Zeit ist eine wertvolle Ergänzung der Kultur- und Sittengeschichte. Auch in das Treiben der Alltäglichkeit wirft die Brandung des öffentlichen Lebens ihre Wogen, die sich hier, weil über eine unabsehbare Fläche sich verteilend, erst recht wirksam äußern. Im häuslichen Leben liegt, so zu sagen, die Stimmung der Bilder, welche die Zeitgeschichte entrollt.

Dr. Karl Fuchs.

B. Carneri: Sittlichkeit und Darwinismus. Drei Bücher Ethik Zweite überarbeitete Auflage. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller. 1903.

Wenn man Spencer den Philosophen des politischen Liberalismus genannt hat, so dürfte diese Bezeichnung wohl noch mit größerem Rechte unser österreichischer Philosoph und Politiker Carneri beanspruchen. In keinem anderen Werke sind die feinsten und wertvollsten Gedanken des Liberalismus mit solcher erschöpfenden Fülle und Überzeugungstreue niedergelegt worden wie hier. Und da der Liberalismus im Grunde genommen immer vor allem eine politische Idee gewesen ist, so ist es auch nur folgerichtig, daß Carneris Weltanschauung im sittlichen Staate gipfelt. Sittlich kann aber nur jener Staat genannt werden, der die politische Freiheit zur Voraussetzung hat. Aber ohne moralische Freiheit seiner Bürger hat auch der Staat keine politische Freiheit. Carneris Ethik sucht daher vor allem die Gesetze der moralischen Freiheit des Individuums, um über ihnen den Gesellschaftsbau eines politisch freien Staates erreichen zu können. In diesem Staate ist daher weder für die überwiegende Macht des Klerikalismus noch der Sozialdemokratie ein Platz.

Carneris Ethik fußt auf der naturwissenschaftlichen Anschauung Darwins. Die Wahrheit darf mit der Wissenschaft nicht im Widerspruch stehen und für Carneri ist die Lehre Darwins die wissenschaftlich unanfechtbare Wahrheit.

Spinoza und Hegel sind seine philosophischen Leitsterne. Spinoza verdankt er den Begriff der Freiheit, Hegel die Methode. Der Fortschritt der Philosophie zwang ihn, Spinozas Lehre mit der Dialektik Hegels zu begründen, der Fortschritt der Naturwissenschaft über Hegel, der an der Unabänderlichkeit der Gattungen noch festhielt, hinauszugehen.

Darwin hat alle bisherigen Systeme in ihren Grundfesten erschüttert. Die Zweckmäßigkeitslehre und aller Dualismus, der ganze bisherige Begriff vom Geiste ist unhaltbar geworden. Es gibt keine angeborenen Menschenrechte mehr, sondern erworbene. Der „Kampf ums Dasein" hat den Menschen allmählich vom Tier zum Menschen emporgehoben. Die Philosophie muß den Kampf ums Dasein ins Innere des Menschen verfolgen, um zu sehen, was aus diesem Kampfe sich noch entwickelt hat. Heute gibt es nur eine Naturphilosophie. Sie darf von keiner Hypothese ausgehen, die mit der Naturforschung in Konflikt gerät.

Als Carneri diese seine Gedanken in strengem systematischen Aufbau zum erstenmal der Öffentlichkeit übergab, stand die moderne Weltanschauung unter dem revolutionären Eindrucke der darwinistischen Lehre. Seit jenen Tagen hat sich auch in der Stellung zum Darwinismus manches geändert und die Gegenwart, die das Wort von einer Krisis des Darwinismus geprägt hat, beginnt nun auch im Freundeslager nach dem darwinistischen Rausche ein wenig nüchtern zu werden. Aber die großen Gedanken des Darwinismus lassen sich in ihren tiefsten Wahrheiten nicht mehr aus der Welt schaffen. Denn in ihnen lebt etwas von der wunderbaren Kraft, die den Menschen von Zeit zu Zeit mit einer göttlichen Offenbarung begnadet. Der „Kampf ums Dasein" ist eine dieser Wahrheiten, mag auch die gelehrte Forschung über seine Formen neue Erklärungen suchen. Auf dieser Lehre vom „Kampf ums Dasein" baut Carneri seine ganze hohe Ethik auf. Sie geht also von der unser modernes Denken beherrschenden naturwissenschaftlichen Anschauung aus, ist also mehr empirischen, als trans endentalen Charakters. Da sie die Gesetze des physischen Geschehens, die aus-

diesem „Kampf ums Dasein“ hervorgehen, auch für die des psychischen geltend anerkennt, mußte diese Ethik zu einer Auffassung des ganzen Lebens als einer Einheit gelangen. Der Dualismus kann vor der Identität physischer und psychischer Gesetze nicht bestehen. In der monistischen Weltauffassung liegt der große Zug dieser Ethik. Sie war von älteren Philosophen öfter vertreten worden, aber erst die moderne Naturwissenschaft konnte sie und mußte sie aufs neue fordern und stützen.

Insoferne Carneris Ethik auf der Naturwissenschaft aufgebaut ist, ist sie ein Kind der modernen Zeit. Aber freilich, sie ist kein Kind der modernsten Zeit. Dem naturwissenschaftlichen Zeitgeiste setzt sich in unseren Tagen ein neuer Geist entgegen. Nicht nur der Liberalismus ist auf allen Linien geschlagen, auch dem noch vor kurzem alles beherrschenden naturwissenschaftlichen Denken sind starke Feinde erstanden. Die tiefe Sehnsucht des Menschen, auch hinter die Dinge zu schauen, wurde durch die Naturwissenschaft nicht befriedigt. Und so kündet sich eine starke Bewegung an, die einer monistischen Philosophie, die immer ihre kräftigsten Stützen aus der Erfahrung nehmen wird, durchaus nicht sympathisch gegenübersteht. Diese Bewegung mit der brennenden Sehnsucht einer neu erwachten mystischen Seele kann dem religionsfeindlichen Liberalismus nur abwehrend gegenüberstehen. Der Liberalismus hat sehr oft den Papst mit der Religion verwechselt und man darf wohl sagen, daß die tiefsten Gedanken über das religiöse Bedürfnis des Menschen erst in unseren Tagen ausgesprochen wurden. Der Liberalismus hatte für diese Fragen, verblendet vom Kampfe für die politische Freiheit, kein Verständnis. Er stand eben im Kampfe des Tages, er war der Fortschritt, das Suchen nach Licht und sein Gegner war der Ultramontanismus.

Die Mängel des Liberalismus haften auch dem Werke Carneris an. Ich möchte nicht mißverstanden werden. Carneris Ethik ist das Werk eines feinen, reichgebildeten Geistes, das Werk eines um die höchsten Menschheitsideale ringenden Kämpfers und Wahrheitssuchers. Eine ungeheure Fülle leuchtender Gedanken steckt in ihm. Als geistvoll durchgeführter Aufbau einer monistischen Weltanschauung wird es in der Geschichte der Philosophie seinen Platz einnehmen. Aber uns Menschen von heute ist es zu ruhig, zu sicher in seinen Forderungen und Gedanken. Es ist das Werk eines edlen Geistes, der seinen Gipfel erklommen und Frieden gefunden hat. Wir haben aber diesen Frieden nicht. Wir greifen mit heißer Gier nach den philosophischen Werken, die uns die Gegenwart schenkt, weil wir das erlösende und befreiende Wort hören möchten. Aber aus Carneris Ethik hören wir doch zu viele Worte der Vergangenheit. Wir sehen Wahrheit darin, aber nicht die, welche wir suchen. Wir fühlen es zu deutlich, die Philosophie der liberalen Politik kann nicht der Menschheit letztes Wort sein. Wir möchten auch in der Philosophie etwas von der revolutionären Gewalt über uns kommen lassen, wie sie unsere Väter im Darwinismus erlebten. Mit dem Gedanken des Kampfes ums Dasein läßt sich wohl die Entwicklung der Menschheit überschauen, aber ob dieser Gedanke ihre letzte Erklärung ist, daran zu zweifeln haben wir allen Grund. Unmöglich gibt er uns die letzte Antwort auf all die sehnsuchtsvollen Fragen, die in uns auf Antwort lauern. Camillo V. Susan.

Die Horen. Vierteljahrsschrift für Poesie und Kritik. Herbst. Wien 1903.

Das vorliegende dritte Heft der „Horen“ hat neben anderen den einen

besonderen Vorzug gegenüber den beiden ersten, daß es der Prosa mehr Raum bietet. Das ist ein Fortschritt, dem noch eine Weiterentwicklung zu wünschen wäre. Im übrigen kann ich auf das verweisen, was ich im 30. Band (Heft 5) der „Österr.-Ungar. Revue" betreffs der „Horen" schrieb. Über das Herbstheft wäre noch folgendes zu sagen:

Im lyrischen Teil finden wir zumeist die bekannten Namen wieder. Wir lesen von ihnen fast durchwegs Gutes. Die „Horen" sind geradezu eine Heimstätte für die jüngere deutsch-österreichische Lyrik geworden. Die Auswahl ist nunmehr auch kritischer. Besonders hervorheben möchte ich Franz Waldens „Letzter Wunsch" und A. L. Eberts „Herbstzeitlosen", und anerkennend zu erwähnen wären von den übrigen Gedichten vorzugsweise: Josef Schigon „Schwermut" und „Herbst", Malea Byne „Heimlose Liebe", Maurice von Stern „Kreuz im Mond" und Josef Schicht „Credo".

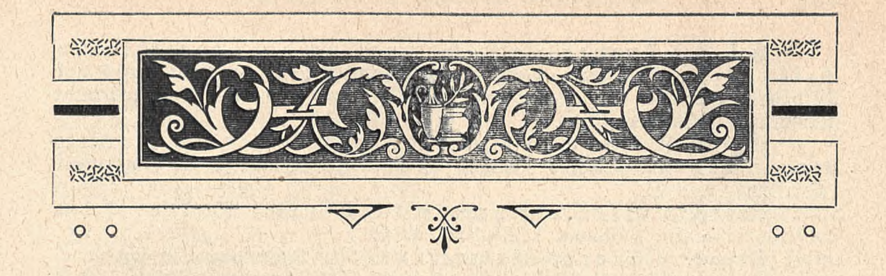
Unter den Prosastücken ragt weit Susi Wallners „Regen" hervor. Ich muß gestehen, daß ich an jede neue Erscheinung der talentvollen Linzerin mit einem gewissen Bangen herantrete. Bei ihrer überreichen literarischen Fruchtbarkeit liegt der Gedanke nahe, sie werde sich ausschreiben, und bei jedem neuen Werke von ihr fürchtet man Zeichen eines Abfallens zu finden. Glücklicherweise ist diese Besorgnis bis heute nicht zur Wirklichkeit geworden. Im Gegenteil erscheint mir -- wenige Ausnahmen abgerechnet — jedes neue Werk von ihr als ein Vor- und Aufwärtsschreiten. Im „Regen" hat Susi Wallner wieder eine prachtvolle, feine Malerei geliefert, die den Kenner entzücken muß. — Ludwig Aichingers „Der Dorflippel", Rudolf Hupperts „Karriere" und Hugo Schoeppels „Die Brüder" sind recht gute Leistungen. Karl Rauschs „Pußtenbild", Otto Alschers „Alles ist Erde", Ernst Ecksteins „Das Lied" und Otto Oertels „Peter" sind gleichfalls lobend zu erwähnen.

Den Beschluß des Heftes macht ein Bruchstück eines Dramas „Die Müden" von Louise Koch. Die als Lyrikerin in allererster Reihe stehende Dichterin, die unstreitig auch ein großes dramatisches Talent in sich birgt, hat hier nicht ihr Bestes geboten. Die scheinbar wuchtige Sprache hat keine tiefere Wirkung, weil es der Szene an innerer Kraft fehlt. Das Schauerliche und Tragische ist ja nicht immer dramatisch und wird es auch nicht durch zahllose Gedankenstriche.

Der der Kritik gewidmete Teil des Herbstheftes bietet eine hübsche, gut geführte, wenngleich ziemlich lückenhafte Übersicht über die neuesten poetischen Erscheinungen. — Der Essay hätte nicht verschwinden sollen. Im Interesse der Leser und Mitarbeiter möchte ich — so kleinlich es klingen mag — das Inhaltsverzeichnis urgieren.

Wir können den „Horen" nur wieder die ehrlich verdiente Anerkennung allgemeinerer Kreise und eine recht gedeihliche Entwicklung wünschen in ihrem eigenen und im Interesse der jungen deutsch-österreichischen Literatur. K. H.





Österreichische und ungarische Bibliographie.

Verzeichnis

der in den Programmen der österreichischen Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen über das Schuljahr 1902/3 veröffentlichten Abhandlungen.

Salzburg.

Salzburg. a) Staats-Gymnasium. 1. Pröll, Direktor Dr. Laurenz: Die Schulordnungen der Schola S. Petri. Ein Beitrag zur Schulgeschichte Salzburgs. II. (Schluß.) 10 S.

2. Hackel, Dr. Heinrich: Katalog der Lehrerbibliothek der Anstalt. (Fortsetzung.) 10 S.

b) Fürsterzbischöfliches Privat-Gymnasium am Kollegium Borromaeum. Pletzer Sebastian: Lesestücke zu Logik (mit einleitenden Bemerkungen). 46 S.

Tirol.

Innsbruck. Staats-Gymnasium. 1. Zösmaier Josef: Zur ältesten vergleichenden Geschichts- und Landeskunde Tirols und Vorarlbergs. 36 S.

2. Alton, Dr. Josef: Prof. Johann Geir †. (Nachruf.) 3 S.

3. Hechfellner Mathias: Regierungsrat Dr. Josef Egger †. (Nachruf.) 5 S.

4. — — Zuwachs der Lehrerbibliothek 1902. 3 S.

Bozen. Privat-Gymnasium der Franziskaner. 1. Rief, P. Josef C.: Beiträge zur Geschichte des ehemaligen Kartäuserklosters Allerengelberg in Schnals. 54 S.

2. Andergassen, Direktor P. Ludwig Bertrand: Prof. Hermann Pichler †. 2 S.

Brixen. a) K. k. Gymnasium der Augustiner-Chorherrn von Neustift. Hartmann Amman: Geschichte des Gymnasiums zu Brixen. III. Vom Jahre 1850 bis 1903. 62 S.

b) Fürstbischöfliches Privat-Gymnasium am Seminarium Vincentinum. Rheden Peter: Chinesisch-deutsche Gedichte. Eine Zusammenstellung aus verschiedenen Quellen. I. Teil: Literaturverzeichnis, Allgemeines, Auszüge aus Tscheng Ki Tong. 59 S.

Hall. K. k. Franz Joseph-Gymnasium der Franziskaner. Priewasser, P. Pius: Gebrauch der Präpositionen bei Kallimachus und Herondas, verglichen mit denen bei Bakchylides und dem bereits für Pindar gewonnenen Resultate. 43 S.

Meran. K. k. Gymnasium der Benediktiner von Marienberg. Schatz, Dr. Adelgott! Entwurf zu einer Kirchengeschichte für Gymnasien. (Fortsetzung.) 48 S.

Rovereto. Staats-Gymnasium. Bonomi Augustin: Quinta contribuzione alla Avifauna Tridentina. 52 S.

Trient. a) Staats-Gymnasium. Reich Desider: I luogotenenti assessori e massari delle Valli di Non e Sole. (Fortsetzung und Schluß.) 33 S

b) Fürstbischöfliches Privat-Gymnasium. 1. Pol, Germano: La battaglia di Maclodio; secondo un nuovo documento. 22 S

2. Zanolini Vigilio: Spigolature d' Archivio. 22 S.

Vorarlberg.

Bregenz. Kommunal-Gymnasium. 1. Meixner, Direktor Dr. Johann: Bürgermeister Josef Hutter †. (Nachruf.) 2 S.

2. König, Dr. Josef: Aphrodite und Eros, auf Grund der vergleichenden Mythologie dargestellt. 26. S.

Feldkirch. a) Staats-Gymnasium. Die Figur des Oktavio Piccolomini in Schillers Wallenstein. 21 S.

2. Fischer Gebhard: Rede zum Volksfeste in Egg (21. und 22. September 1902) anläßlich der Eröffnung der Bregenzerwaldbahn. 9 S.

b) Privat-Gymnasium an der Stella Matutina. Summerer Anton: Der gegenwärtige Stand der Eckhart-Forschung. I. Meister Eckharts Lebensgang. 50 S.

Steiermark.

Graz. a) Erstes Staats-Gymnasium. 1. Kaspret Anton: Die Instruktion Erzherzogs Karls II. für die landesfürstlichen Reformierungs-Kommissäre in Steiermark aus dem Jahre 1572. 22 S.

2. Tretter Laurentius: Xenophontis quae fertur Apologia Socratis, recensuit, adparatu critico et verborum indice instruxit. 28 S.

b) Zweites Staats-Gymnasium Gutscher, Dr. Hans: Vor- und frühgeschichtliche Beziehungen Istriens und Dalmatiens zu Italien und Griechenland 32 S.

c) Fürstbischöfliches Gymnasium am Seckauer Diözesan-Knabenseminar Carolinum-Augustineum. Sattler, Dr. Anton: Welche landschaftlichen Bilder begegnen uns in Lenaus lyrischen Gedichten und welche Stimmungen drückt er damit aus? 32 S.

Cilli. Staats-Gymnasium. Wenger, Dr. Leopold: Die Erzählung in der Rede des Hypereides gegen Athenogenes. 27 S.

Leoben. Staats-Gymnasium. Lang, Franz d. P.: Das Admonter Gymnasium in Leoben. 1786—1808. Ein Beitrag zur Geschichte des österreichischen Schulwesens. 35 S.

Marburg. Staats-Gymnasium. Miklau Julius: Streifzüge durch Asien. 24 S.

Pettau. Kaiser Franz Joseph-Landes-Gymnasium. 1. Pirchegger, Dr. Hans: Geschichte Pettaus im Mittelalter. I. Teil. 24 S.

2. Brehm, Dr. Vinzenz: Zoocecidien und Cecidiozoën aus der Umgebung von Pettau. 1 S.

Kärnten.

Klagenfurt Staats-Gymnasium. Petschar Michael: Empirismus, Sprachgefühl und Grammatik im altklassischen Unterricht. 32 S.

St. Paul. K. k. Stifts-Gymnasium der Benediktiner. Greilach Severin: Zur Quadratur des Kreises. 40 S.

Villach. Staats-Gymnasium. Pauser August: Die Elektrizität als Bewegung. 38 S.

Krain.

Laibach. a) Erstes Staats-Gymnasim. 1. Korun, Dr Valentin: Katalog der Lehrerbibliothek des k. k. Staats-Gymnasiums in Laibach. 18 S.

2. Perušek Raimund: Ivan Vrhovec. Životopisna črtica. (Ivan Vrhovec, Biographische Skizze.) 7 S.

b) Zweites Staats-Gymnasium. Lončar, Dr. Dragotin: „Professor Simon Rutar †". 10 S.

Krainburg. Kaiser Franz Joseph-Staats-Gymnasium. Tominšek, Dr. Josef: Narečje v Bočni in njega sklanjetev. (Die Mundart in Bočna und deren Deklination.) 25 S.

Rudolfswert. Staats-Gymnasium. Pamer, Dr. Kaspar: Das k. k. Staats-Obergymnasium zu Rudolfswert. (Fortsetzung.) 20 S.

Görz, Triest, Istrien.

Görz. Staats-Gymnasium. Žnideršič Franz: Zur Pflege der slovenischen Schriftsprache an österreichischen Gymnasien. 36 S.

Triest. a) Staats-Gymnasium. 1. Moser, Dr. L. Karl: Verzeichnis der Pflanzenarten des k. u. k. Hofgartens zu Miramar, mit einem Vorworte und einer Einleitung. 18 S.

2. Gaheis, Dr. Alexander: Aquileja. Vortrag, gehalten vor den Schülern der IV.—VIII. Klasse des Triester Staats-Gymnasiums zur Vorbereitung auf den Besuch Aquilejas. 6 S.

b) Kommunal-Gymnasium. Sabbadini Salvator: Epoca del Gorgia di Platone. 87 S.

Capodistria. Staats-Gymnasium. 1. Pasini, Dr. Ferdinand: Una versiona oraziana inedita di Clementino Vannetti. 28 S.

2. Bisiac Giovanni: Catalogo della biblioteca dei professori dell' i. r. Ginnasio superiore in Capodistria. 18 S.

Mitterburg. Landes-Realgymnasium. Monti Valeriano: Morale e civiltá in Giuseppe Parini. 83 S.

Pola. Staats-Gymnasium. Maier Georg: Auf alten Handelswegen. Die Fahrten des Pytheas ins Zinn- und Bernsteinland. (Mit zwei Karten.) 66 S.

Dalmatien.

Zara. a) Staats-Gymnasium (mit italienischer Unterrichtssprache). Tullius Erber: Storia dell' i. r. Ginnasio Superiore in Zara con lingua d' istruzione italiana. 45 S.

b) Staats-Gymnasium (mit serbo-kroatischer Unterrichtssprache). Urlić Simon: Rad Stjepana Ivićevića oko hrvatskoga jezika. (Das Wirken des Stephan Ivićević für die kroatische Sprache.) 38 S.

Cattaro. Staats-Gymnasium. Grbavcić, Dr. Heinrik: O talijanskim sonetima Dinka Ranjine. (Ueber die italienischen Sonetten des Dinko Ranjina.) 35 S.

Ragusa. Staats-Gymnasium. Posedel, Dr. Josef: Povjest gimnazija u Dubrovniku. Svrha. (Geschichte des Gymnasiums in Ragusa. Schluß.) 36 S.

Spalato. Staats-Gymnasium. Lozovina, Dr. Vinzenz: O postanju i značenju Lukrecijeva pjesmotvora. (Ueber die Entstehung und Bedeutung des Lukrezischen Dichterwerkes.) 21 S.



Für die Redaktion verantwortlich: Julius Habermann.
Buchdruckerei Gustav Röttig, Oedenburg.

Wiener Bank-Verein.

Die

vierunddreissigste

ordentl. Generalversammlung

findet am 7. April 1904, um 11 Uhr vormittags, in Wien, I., Herrengasse 8, statt.

Verhandlungs-Gegenstände:

1. Jahresbericht des Administrationsrates.
2. Bericht der Zensoren über den Rechnungsabschluss pro 1903 und Beschlussfassung über denselben.
3. Beschlussfassung über die Verwendung des Reinerträgnisses des Jahres 1903 (§ 58, lit. c der Statuten).
4. Antrag auf Änderung des § 18 der Statuten (Art der Firmenzeichnung betreffend).
5. Wahl in den Administrationsrat.
6. Wahlen in das Zensoren-Kollegium und den Aufsichtsrat für die Filialen.

Nach § 46 der Statuten sind zur Stimmführung in der Generalversammlung nur jene Aktionäre berechtigt, welche **seit wenigstens 14 Tagen vor dem Zusammentreten derselben** mindestens **fünfundzwanzig Aktien** nebst Koupons bei der Gesellschaftskasse oder den sonst hierzu vom Administrationsrate bestimmten Stellen erlegt haben.

Je fünfundzwanzig Aktien geben das Recht auf Eine Stimme (§ 47 der Statuten).

Die stimmberechtigten Herren Aktionäre werden daher eingeladen, ihre Aktien samt Koupons bis **spätestens am 24. März d. J.**

in **Wien** bei der **Liquidatur** (I., Herrengasse 8),
in **Budapest, Prag, Brünn, Graz** und **Aussig a/E.** bei den **Filialen**,
in **Wr.-Neustadt, St. Pölten** und **Prossnitz** bei den **Expposituren des Wiener Bank-Verein,**
in **Berlin** bei der **Deutschen Bank,**
in **Frankfurt a. M.** bei der **Deutschen Vereinsbank** und der **Frankfurter Filiale der Deutschen Bank,**
in **Stuttgart** bei der **Württembergischen Vereinsbank,**
in **München** bei der **Bayerischen Filiale der Deutschen Bank**

zu deponieren. Die Aktien sind, von arithmetisch geordneten und vom Einreicher eigenhändig unterzeichneten Konsignationen (und zwar bei der Liquidatur in Wien in zwei, bei den sonstigen Deponierungsstellen in drei Exemplaren) begleitet, einzureichen.

Ein Exemplar der Konsignationen erhält der Deponent mit der Empfangsbestätigung versehen zurück und gleichzeitig wird gemäss § 54 der Statuten die Legitimationskarte für die Teilnahme an der Generalversammlung erfolgt, welche auf den Namen des Deponenten lautet und nur für die bezeichnete Person oder deren gehörig legitimierten Bevollmächtigten Geltung hat.

Wien, den 3. März 1904. **Wiener Bank-Verein.**